

DER DUFT DES KAFFEES

Die Geschichte einer Verschwörung

von
Gerhard J. Rekel

© 2005

Unkorr.
DTV – Premium

KURSIV ANFANG!

Konstantinopel, im Jahre 1554

Der Vorhang bewegte sich.

Die Musik des Schlüpfens verstummte, die Männer hielten im Reden inne. Nur die Geräusche der Stadt drangen in die Säulenhalle: klappernde Hufe, Marktgeschrei, weit entfernt ein Muezzin.

Einige Männer entdeckten zwischen Vorhang und Torbogen ein Gesicht, es war das Abbild eines Engels; anmutige Augen, geschwungene Lippen, hohe Wangenknochen und lange, zu einem Zopf geflochtene Haare. Die Männer hofften, der Engel würde den schweren Vorhang zur Seite schieben und den nackten Fuß auf kalten Marmor stellen. Der Engel aber drehte sich um, ließ den Vorhang aus der Hand fallen und verschwand. Statt seiner kam ein Jüngling mit einem Silbertablett voller Fayence. In den Schalen von der Größe eines halben Hühnereis dampfte eine Brühe. Die Männer nahmen kleine Schlucke, sie wollten die Wärme spüren und die Zunge so lange wie möglich mit dem Gebräu benetzen, sie preßten ihre Finger an die goldverzierten Gefäße, als könnten sie so in Verbindung treten mit einer anderen Welt.

Bis auf den letzten Platz waren die Samtkissen besetzt von Muslimen, Juden und Christen, von Jungen und Alten, von edel Bekleideten und in dreckige Lumpen Gehüllten, von unsicher Gestikulierenden und schweigend ihre Wasserpfeife Rauchenden. Sie saßen aufrecht und mit überkreuzten Beinen. Einige waren parfümiert, andere stanken: Der Bettler nach faulen Zähnen, der Bauer nach altem Schweiß, der Fleischer nach Blut, der Steuereintreiber nach Geld, der Gelehrte nach Kardamom. Außerhalb dieses Hauses ging der Fleischer dem Bettler aus dem Weg, der Steuereintreiber wechselte die Straßenseite, wenn er einen pachtzahlenden Bauern auf sich zukommen sah, und der Gelehrte, immer in Angst vor einer ansteckenden Krankheit, taxierte jedes Gegenüber und schritt die Straße in Bögen ab. Hier aber saßen sie nebeneinander, dichtgedrängt, Körper an Körper.

Was sie anlockte, war der Duft eines Tranks, der das Erscheinen des Engels ankündigte.

Der Vorhang bewegte sich nicht, noch immer nicht.

Plötzlich aber waren Explosionen zu hören. Ein Mann im Kaftan hielt eine Pfanne mit grünen, gelben und roten Kirschen über das Feuer. Die Hitze entzog den Früchten ihre Farbe, manche platzten. Mit einem Metallhaken wendete der Kahwedschis die Kirschen, um sie von allen Seiten zu rösten. Die Braunen schüttete er in einen Holzmörser, zerstieß sie mit einem Stößel, geduldig und kraftvoll. Dann leerte er das Pulver in einen Ibrik und verrührte es mit heißem Wasser. Über dem Feuer kochte er den Sud zehnmal auf, schüttete die Brühe in kleine Porzellanschalen und achtete darauf, den Schaum gerecht zu verteilen.

Endlich bewegte sich der Vorhang.

Ein Tamburin, eine Mandoline und eine Flöte suchten einen Wohlklang. Der Engel trat vor. Um das Gesäß hatte er einen karmesinroten Schurz gebunden, um die Hüften hing ein mit Goldfäden durchzogenes Seidentuch. Klanghölzer schlagend lief der bartlose Junge in die Mitte des Saales, verbeugte sich und begann, um den zweistöckigen Marmorbrunnen zu tanzen. Er ließ sein Becken kreisen, griff in den Brunnen, versprühte Wasser über die Besucher des Tempels und bewegte sich von Strophe zu Strophe ekstatischer. Einige Turbanträger drehten Rosenkränze und beteten, andere sahen durch den Engel hindurch. Obwohl die Männer unterschiedlichen Glaubens waren, vereinte sie eine Sehnsucht: sie waren überzeugt, die Liebe zu Gott finde einen Beweis in der kontemplativen Beschau des Bartlosen. Erst durch das Trinken von Kaffee und den Anblick eines makellosen Körpers hofften sie, dem Schöpfer nahe zu sein. Es war die erste Stufe auf dem Weg zum Paradies, die ihre höchste Form in Enthaltbarkeit und absoluter Keuschheit erreichte - wer im Kaffeehaus saß und der Betrachtung eines Engels huldigte, verrichtete einen Gottesdienst.

KURSIV ENDE!

Samstag, der 16. Dezember

Jakob war aufgeregt, Jakob war siebzehn, Jakob dachte an Yazminas dunkle Augen. Er sah zum Eingang. Jedes Schwingen der Glastür beschleunigte sein Herz, jede weibliche Silhouette, die er durch das Milchglas wahrnahm, ließ ihn zusammenzucken, sich aufrichten, den Atem anhalten. Es war bereits zwei Minuten nach zehn, wo blieb sie?

Yazmina ging in die Parallelklasse. Er hatte alle ihre Artikel in der Schülerzeitung gelesen, er bewunderte ihren Witz und ihren Einfallsreichtum, er träumte von ihr, und es ging ein Traum in Erfüllung, als sie seine Einladung annahm. Zuletzt hatte er sie im *Enigma* gesehen. Wegen ihr hatte er den Technotempel besucht: vibrierende Boxentürme, herumirrende Lichtkaskaden, Lackklamotten, gepiercte Gesichter, schwitzende Körper. Mit ihrer älteren Schwester stand Yazmina auf der Tanzfläche und gab sich dem Rhythmus hin, warf ihr schwarzes Haar vors Gesicht, enthüllte grellrote Lippen und angriffslustige Augen. Im Gegensatz zu den anderen Mädchen seines Jahrgangs schienen an ihr die Schrullen der Pubertät spurlos vorübergegangen zu sein, kein unsicheres Gekichere, keine Zigaretten, keine unreine Haut. Einige Schulkollegen hatten schon versucht, bei ihr zu landen. Sie blockte ab. Die halbe Nacht hatte er ihr Gesicht vor Augen, er konnte das Treffen kaum erwarten.

In der gläsernen Tischplatte spiegelte sich Jakobs Gesicht, er hatte Pickel am Hals, nicht viele, aber sie waren ihm peinlich. Mit einem Abdeckstift hatte er den Entzündungen das Rot geraubt, er hatte sich das Haar schneiden lassen, einen *coolen* Sweater angezogen und sich überlegt, was er Yazmina erzählen würde. Vor seinem inneren Auge hatte er mehrmals eine Geschichte formuliert, eine Geschichte für sie.

Er fixierte die Tür und musterte jeden Neuankömmling. Obwohl es in dem Raum angenehm kühl war, glühten seine Wangen. Er hatte Yazmina dieses Lokal vorgeschlagen, denn er wollte keine Schulkollegen treffen, wollte mit ihr nicht irgendein Café besuchen, wollte abheben. In einem Reisebericht hatte er gelesen: *Wer zusammen über der Welt schwebt, ist schon ein wenig mit ihr vereint.* Das hatte ihm gefallen.

Der *Drachus*-Coffeeshop hatte erst vor wenigen Monaten auf dem Fernsehturm eröffnet. Er wußte von seinem Vater, daß der Kaffeeröster *Drachus* große Anteile billiger Robustabohnen in seine Kaffees mischte, und diese Bar auf dem höchsten Punkt der Hauptstadt nur Teil eines großangelegten Programms war, um den Ruf des Billigkaffees zu verbessern. Der größte Kaffeeproduzent Deutschlands kämpfte um jüngere Kunden, setzte dem Espresso-Kult der erfolgreichen italienischen und amerikanischen Marken etwas entgegen: Designermöbel, schick gekleidete Kellnerinnen und flippige Werbespots. Sein Vater hatte ihn gewarnt, den billigen Bohnensaft zu trinken, überhaupt die Läden dieser Kette zu betreten. Jakob aber fand das kleinlich, es ging ihm nicht um Arabica oder Robusta, er hoffte hier einfach vor kichernden Schulkollegen sicher zu sein.

Jakob sah auf die Uhr und wurde unruhig. Wollte ihn Yazmina versetzen, war das ihre Art zu sagen, daß sie keine Lust hatte? Langsam zog Berlin an seinem Tisch vorbei. Einmal pro Stunde drehte sich der Turm um die eigene Achse, jedes Fenster eröffnete einen neuen Ausblick: Erst die Plattenbauten im Osten, dann die Spree mit dem Treptower Park, im Westen das Sonygebäude, die Siegestsäule und ein Christbaum auf dem Pariser Platz. Jakob hatte im Unterricht vieles über die Geschichte der Stadt erfahren; jetzt, wo er hier saß, fragte er sich, warum die DDR-Regierung wohl den Turm gebaut hatte? Um ihren Bürgern den Blick über die

Mauer zu ermöglichen? War der Turm in der Mitte Berlins eine Sehbrücke zwischen auseinanderdriftenden Weltanschauungen?

Vor zwei Jahren war er zum letzten Mal mit seinem Vater hier gewesen. Eine ältere Kellnerin hatte sie bedient, sie war stark geschminkt, trug eine blaue Uniform und hatte wasserstoffblondes Haar; er und sein Vater lachten darüber, sie hatten das Gefühl, auf dem Turm war die Zeit stehen geblieben. Nun aber fragte ein beschwingtes Girlie nach seinen Wünschen; in roter Bluse und bodenlanger Schürze nahm sie seine Bestellung entgegen.

„Eine Cola.“

Sie drehte sich um und ging, er rief ihr nach: „Nein, einen Espresso, bitte!“

Espresso schien ihm erwachsener. Er hatte seinem Vater von Yazmina erzählt und er war stolz, mit ihm darüber reden zu können. Daß er wegen dem Treffen den Italienisch-Förderunterricht schwänzte, hatte er nicht erwähnt. Aber Yazmina hatte behauptet, sie hätte vor Weihnachten nur mehr samstags Zeit. Lieber wollte er mit ihr ins Kino, doch das schien ihm zu aufdringlich, Kino wollte er vorschlagen, wenn der Vormittag ein Erfolg würde, wenn er sie begeistern konnte. Es hatte ihn große Überwindung gekostet, sie anzusprechen und er nahm sich vor, *cool* zu bleiben.

Jakob war der Jüngste im Raum. Einen Tisch weiter saß ein älteres Ehepaar mit Reiseführer und Fotoapparat. Auf gelben Barhockern nahmen zwei Männer um die dreißig Platz, beide in Jeans und Sakko. Nahe der großen Espressomaschine verzehrte eine junge Frau ein englisches Frühstück. Sie trug Ohringe mit schwarzen Kunststoffdreiecken, neben ihr lag eine Lederhandtasche in Triangelform; die Frau hat eine Schwäche für Dreiecke, dachte Jakob.

Die Kellnerin stellte ihm den Espresso auf den Tisch und brachte der Frau mit Hut einen Milchkaffee. Es schien, als hätte sie darauf gewartet, sie hatte ihr Ham and eggs noch nicht angerührt und griff rasch zur Tasse.

Jakob sog den Geruch des Espressos ein. Er roch angenehm süßlich und schmeckte im Abgang bitter, wie es sein Vater prophezeit hatte. Der Anteil billiger Robusta-Bohnen war zu hoch, es störte ihn nicht, er trank die Tasse in zwei Schlucken leer.

„Hallo.“

Yazmina war ungeschminkt, sie hatte ihre wildes Haar zu einem dicken Zopf gebunden. Jakob klebte an ihren dunklen Augen, wollte ihr einen Stuhl zurecht rücken, doch Yazmina war schneller. Ohne ihre rote Daunenjacke abzulegen, setzte sie sich ihm gegenüber und bestellte Früchtetee. Jakob hielt sich heimlich an der Tischkante fest, wollte damit verhindern, aus Aufregung zu gestikulieren.

„Wie findest du´s hier?“

Sie spielte mit dem Zopf, ihr Blick streifte über die kühlen Aluminiumleuchten, die langgestreckte Bar und die Frau mit der Schwäche für Dreiecke. Sie nickte.

„Du bist in einem Gotteshaus!“

„Wo bin ich?“

„In einem Gotteshaus.“

Sie reagierte nicht, aber er ahnte, daß sie ihn nun für einen Spinner hielt. Ein Teil seines Plans. Yazmina gestaltete die dritte Seite der Schülerzeitung, oft schrieb sie Episoden aus ihrer Heimat, Jakob wollte sie mit einer beeindrucken, deshalb hatte er seinen Vater ausgehorcht.

Er versuchte zu erzählen, was er vor dem Spiegel geprobt hatte. Doch schon beim zweiten Satz merkte er, wie sie das Wort Fayence nicht verstand, er suchte nach Möglichkeiten, um ihr die

dünnen Tonschalen zu erläutern. In abgerissenen Sätzen schilderte er das Innere des Säulentempels, verlor sich im Universum der Turbanträger, nach jedem Satzfragment machte er eine Pause, um sich Yazminas Aufmerksamkeit zu versichern, um sich zu beruhigen und um länger am nächsten Satzbeginn feilen zu können. Daß der Bartlose wie eine Frau bekleidet war, einen Zopf trug und fast noch ein Kind war, erzählte Jakob nicht. Je stärker er die Stimme seines Vaters hörte, umso abgerissener wurden seine Sätze und umso ungeduldiger wurde Yazmina - und umso klarer wurde ihm, daß diese Geschichte mehr zu seinem Vater paßte denn zu Yazmina.

Die Kellnerin brachte den Früchtetee.

Während Jakob mit dem Knie näher an ihres kam, kämpfte er mit explodierenden Kirschen, dem Ibrik und dem Tanz des Engels. Beim Kahwedschis stotterte er - die Schilderung des ersten Kaffeehauses in Konstantinopel, das wie ein Gotteshaus verehrt wurde, geriet ins Schleudern. Jakobs Herz pochte, er stockte und merkte, wie er rot wurde und sich Schweißperlen auf seiner Stirn bildeten.

Mit dem Griff zum Wasserglas versuchte er sich zu retten, erzählte eilig die Episode von den beiden Wassergläsern, die es nur in manchen Wiener Kaffeehäusern gab, wie in dem Café seines Onkels, das er mit seinem Vater vor Jahren besucht hatte. Bevor aber Jakob erzählen konnte, wann in Wien ein Kellner dem Gast zwei Glas Wasser unverlangt auf den Tisch stellt, fühlte er, wie das Pochen in seinem Körper stärker wurde. Es war nicht die Erregtheit, die er beim Anblick eines Mädchens wahrnahm, es war ein stechender Schmerz. Beim Eintritt ins Gymnasium, als er mit seinen Eltern wochenlang stritt, hatte er ein ähnliches Gefühl. Ein kleiner Schlag auf die Brust reichte, und der Schmerz verschwand.

Diesmal war er prägnanter. Er schlug auf die Brust, doch das Zucken wurde stärker.

Irritiert sah ihn Yazmina an.

„Schon okay“, sagte er und berichtete von einer iberstandenen Erkältung. Die Frau mit der Schwäche für Dreiecke hustete, laut und unregelmäßig, sie hielt sich das Taschentuch vor das Gesicht, ihre Schminke rann von der Wange und vermischte sich mit Resten von Ham und eggs. Sie wurde blaß, sprang auf und hastete zur Toilette. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, war ein dumpfes Aufschlagen zu hören.

Die Männer an der Bar blickten besorgt zur Kellnerin, sie hielt im Servieren inne und folgte der Frau in den Waschraum. Jakob nahm Schmerzen in seinem linken Arm wahr, im Nacken, in der Brust. Er hechelte nach Luft, er hatte das Gefühl, erwürgt zu werden, er glaubte zu implodieren. Messer durchstachen sein Herz, er sah durch das Fenster – die Stadt beschleunigte, die Siegessaule bog sich, der Christbaum kippte, die Spree trat aus den Ufern, das Sonygebaude hob ab, ein Sog erfaßte ihn, er hatte das Bedürfnis zu springen. Seine Hand klammerte sich an das Tischbein, ein Stechen zwang ihn in die Knie. Yazmina beugte sich iber ihn. Er spürte ihre Hand am Hinterkopf, er fixierte ihre Augen, als könnte sie ihn mit Energie aufladen, er starrte auf ihre Lippen, die sich bewegten, ihm etwas zuriefen, er fühlte ihre Arme, die ihn schüttelten, er glaubte, Sorge in ihrem Gesicht zu entdecken, was nur bedeuten konnte, daß sie ihn mochte. Für eine Sekunde dämpfte das den Schmerz – bis erneut Messer rotierten, schärfer und tiefer als zuvor, er krümmte sich, versuchte zu schreien, doch kein Laut drang aus seinem Mund.

*

Vor drei Jahren, an seinem vierzigsten Geburtstag, hatte sich Hans Brioni entschlossen, einen azurblauen Dufflecoat zu kaufen. Die fest im Gewebe verankerten Schußfäden bilden kleine Luftkammern, die gegen Wind, Nässe und Schnee isolieren, ohne das es zum Kontakt mit der weichen Schurwolle darunter kommt. Schmutzspritzer und Staub mußte er nun bloß trocknen lassen, um sie danach auszubürsten, Reinigung war nicht mehr nötig.

Die Kapuze des englischen Kurzmantels tief ins Gesicht gezogen, rannte Brioni über den Berliner Kreuzberg. Gefrierender Regen wehte ihm entgegen. Gleichzeitig mit dem Erwerb des Dufflecoats hatte Brioni zu laufen begonnen. Jeden Morgen, vor Arbeitsbeginn. Andere nannten es *Joggen*, ihm war der Ausdruck zu modisch. Für ihn war es ein *freilaufen*, ein sich von der Nacht befreien, von Alpträumen, Altlasten und den Vorbehalten des kommenden Tages.

Danach lief er zu seinem Laden, überquerte den Marheinekeplatz und wich jungen Kreuzbergern aus, die vor dem unfreundlichen Dezemberwetter in warme Cafés flüchteten.

Als Brioni die Tür seines Geschäfts aufsperrte, hörte er das Telefon. Im Büro griff er zum Hörer und vernahm eine hektische, weibliche Stimme, die etwas sagte, aber offenbar nicht mehr zu ihm, denn eine Sekunde darauf hörte er ein Klicken – die Anruferin hatte aufgelegt.

Normalerweise läutete das Telefon niemals vor Geschäftsbeginn. Wer rief ihn um diese Zeit an, vor allem, welche Frau? Brioni war irritiert, wollte jedoch erst später darüber nachdenken, denn in einer viertel Stunde würde seine Verkäuferin eintrudeln, und die Zeit davor nutzte er für ein liebgewonnenes Ritual: Noch bevor er den Dufflecoat und die blaue Trainingsjacke ablegte, schaltete er seine beste Espressomaschine an und drehte

den Wasserhahn auf. Die Zeit des Aufheizens nützte er zur Befüllung des Tanks. Mit heißem Leitungswasser wärmte er die Tasse vor, denn nichts trübte den Geschmack mehr, als ein zu rasch erkaltender Espresso.

Er schüttete seine Bohnenmischung in die elektrische Mühle. Mahlräder hämmerten. Den Metallfilterhalter zum Licht drehend kontrollierte er die Feinheit des Kaffeemehls. Es mußte feiner als Sand sein, unter zwei Zentel Millimeter Kornstärke, nur so konnte der heiße Dampf möglichst viele Aromen aus dem Mehl zaubern. Er stampfte es mit dem Pressstempel fest. Zweimal. Kräftig. Dann schraubte er den Siebträger an die Maschine und legte den Hebel um.

Mit Argusaugen beobachtete er den feinen Strahl und suchte den Augenblick, in dem sich über dem schwarzen Glanz der nußbraune Flaum bildete, ganz darauf bedacht, keinen Tropfen der wertvollen Crema zu verlieren oder durch zu langes Extrahieren zu verwässern.

Seit Jahren begann er so den Arbeitstag, er liebte die Prozedur: Im Bürostuhl wippte er zurück, sog den Duft ein, trank erst ein Glas Wasser, denn die Zunge sollte gereinigt und frei vom Geschmack des Morgens sein. Mit der ganzen Hand umschloß er die dickwandige Tasse. Er nippte an dem braunen Schaum, ließ die Öle der Crema seine Geschmackstäbchen erregen und die Aromen tanzen. Tropfen für Tropfen lief über seine Zunge, benetzte den Rachen, er bekam Lust auf mehr, nahm einen Schluck und fühlte, wie der Trank den Magen wärmte, ihn aufrichtete, Kraft gab.

Plötzlich entdeckte er einen schwarzen Punkt auf dem zartbraunen Häutchen, ein Klumpen Kaffeemehl - oder eine Mücke? Er schüttete die Schale weg und ließ frischen Espresso aus der Maschine tröpfeln.

Lag es an seinem triestiner Urgroßvater, warum sich Hans Brioni von diesem Getränk und der Apenninenhalbinsel so angezogen fühlte? Sein Urgroßvater hatte eine Deutsche geheiratet und die nachfolgenden Generationen lebten in Berlin. Es existierte nur noch eine Verbindung zu den triestiner Verwandten; ein Cousin namens Luigi Brioni besaß in Wien ein Kaffeehaus, Hans Brioni hatte sich vorgenommen, den Cousin zu besuchen. Irgendwann.

Eine Reise durch Venetien hatte Brioni schließlich vor einigen Jahren dazu bewogen, seinen langgehegten Traum zu verwirklichen: Kaffeeröster zu werden und in Berlin ein Kaffeespezialitätengeschäft zu eröffnen.

Brionis Ziel war Frieden. Mit sich und der Welt. Er suchte nicht nach einer Zufriedenheit wie koptische Mönche sie anstreben, die allen materiellen, menschlichen und unterhaltenden Bedürfnissen entsagen, vielmehr suchte er nach einem Zustand der Gelassenheit: Loslassen. Vorbeilassen. Zulassen. Er konzentrierte sich auf das Erreichbare, das Detail, die kleine Verzückung des Alltags. Er untersuchte die meditative Kraft des Ostens und den Pragmatismus des Westens, schließlich entdeckte er den Süden. Für Brioni waren die Italiener Meister der Verzückung, denn sie haben erkannt: Die Kunst des Lebens hängt vom Rhythmus ab. Der Rhythmus wird durch die Pause geprägt, bei der Arbeit, im Konzert und in der Liebe. Die Pause des Glücks ist das Unglück, es ermöglicht erst die Wahrnehmung von Glück. Um den Alltag zu durchbrechen, erfanden die Italiener schwarze Inseln und taufte sie Espresso - schnelles Glück durch Sehen, Riechen und Schmecken. Vor den Augen des Gastes wird frisch gemahlen, frisch aufgebriht und rasch serviert. Nur so lebt das Aroma, nur so ist die Crema schmeckbar, nur so erreicht uns der Duft. Im Gegensatz zu den Kaffeesitten anderer Länder, wo die halbvollen

Kannen stundenlang warm gehalten werden, das Aroma längst verfliegen und die Brühe verbrannt ist und das Getränk nur als Aufputscher auf dem Weg zu einer unbestimmten Glückshoffnung in weiter Ferne dient.

Brioni hatte das Steuer herumgerissen und die Verfeinerung des schnellen Glücks zu seinem Beruf gemacht. Nun hätte alles so weitergehen können, wenn nicht in diesem Moment das Telefon geklingelt hätte. Eine Krankenschwester meldete sich. Als Brioni ihre Stimme hörte, ahnte er, daß an einem Faden hing, was ihm am meisten bedeutete: das Leben seines Sohnes. Die Frau erzählte nicht, was passiert war, bat ihn nur zu kommen, schnell.

Brioni stieg in ein Taxi. Jakob sollte heute den Italienisch-Förderkurs besuchen, war auf dem Weg dorthin ein Unfall passiert? Oder hatte Jakob den Kurs gar nicht besucht? Vor dem Taxi überquerte ein Rettungswagen mit Blaulicht die Kreuzung, dann noch einer, auch von hinten hörte er ein Folgetonhorn. Brioni wollte den Chauffeur zur Eile treiben, doch er beherrschte sich, der Verkehr war dicht, eine Blechlawine wälzte sich durch die Stadt, er versuchte sich abzulenken. An den Schaufenstern eines Bekleidungsgeschäfts entdeckte er weißen Schaum, gleichmäßig hingepulvert, an einer anderen Vitrine bildete der Schaum weiße Muster: Sterne, Glocken, Tannenbäume. Brioni sah Menschen mit großen Plastiktaschen, bunte Pakete mit Gold- und Silberschleifen ragten hervor. Er mochte diese Zeit nicht, die Augen der Menschen waren ständig auf der Suche, aus diesem Grund und aus jener Gier. Er spürte ein tiefes Unbehagen, je näher die Festtage rückten. Wie in jedem der letzten sechs Jahre.

Es ging nicht weiter. Eine kleine Gruppe von Frauen und Kindern demonstrierte. Auf weiße Tücher hatten sie mit roter Farbe

gesprayt: „Minister in die Kita“, und „So stirbt Deutschland aus!“ und „Immer auf die Kleinen!“

Er sah auf die Uhr, wollte endlich zu Jakob. Der Taxifahrer registrierte Brionis Ungeduld. Ein Polizist winkte die Fahrzeuge auf der dritten Spur vorbei. Plötzlich bremste der Taxifahrer, ein kleiner Ball rollte vor den Wagen, ein achtjähriger Junge rannte hinterher, ihm folgte ein etwas älteres Mädchen. Der Taxichauffeur hupte. Das Mädchen blieb vor dem Wagen stehen und zeigte die Zunge, der Junge hockte sich nieder und suchte unter dem Taxi den Ball. Schimpfend sprang der Fahrer aus dem Wagen. Aus der Gruppe Demonstrierender löste sich eine Frau, sie eilte vor das Taxi, nahm die Kinder an die Hand und sagte: „Können Sie nicht warten!“

„Ich warte schon den ganzen Tag“, schrie der Fahrer, „seit sechs Stunden bin ich im Dienst und das ist erst meine zweite Fuhre. Am Zoo protestieren die Studenten, in Mitte gibt’s ne Rentner-Kundgebung und jetzt auch noch ihr, es reicht!“

Brioni wurde immer nervöser, zwar konnte er die Frauen verstehen, doch er hatte jetzt andere Sorgen. Die Frauen sperrten dem Taxi den Weg ab, Polizisten versuchten zu vermitteln. Brioni legte einen Schein auf den Rücksitz und lief die letzten paar Meter zu Fuß.

Ihm war noch nie aufgefallen, daß es in Berlin so viele Rettungsfahrzeuge gab. Je näher er dem Krankenhaus kam, umso dichter wurde die Schlange, Ambulanzwagen des Roten Kreuzes, der Feuerwehr, des Malteser Hilfswerks, private Krankentransporter und hupende Combis. Brioni rannte auf das Stahlbetongebäude zu, ein Motorrad mit Beifahrersitz überholte ihn, ein hustender Bursche saß auf dem Sozius. Männer in roten Overalls schoben Betten in das Gebäude, zwei Fernseheteams hatten ihre Kameras vor dem Haupteingang postiert. Manche der

Eingelieferten röchelten, andere wurden mit fahlen Gesichtern in die Klinik gerollt. Brioni schlängelte sich durch den Wagenpark, eilte in die weitläufige Eingangshalle, er wollte nicht sehen, was links und rechts neben ihm passierte, hastete zum Empfang und rief der Frau hinter dem Computer entgegen: „Jakob, Jakob Brioni.“

Die Frau tippte den Namen ein.

„Dreizehnter Stock, Zimmernummer weiß ich nicht, müssen Sie oben fragen.“

„Welche Station?“

„Innere Medizin.“

„Was hat er?“

Die Frau sagte nichts, sie blickte Brioni nur an und zuckte mit den Schultern. Er glaubte zu sehen, was sie dachte: ich darf es Ihnen nicht sagen, rechnen Sie mit dem Schlimmsten. Ihre Augen waren voller Verständnis und Mitleid, professionellem Verständnis und professionellem Mitleid, hunderte Male schon hatte sie auf diese Weise verhindert, schlimme Nachrichten übermitteln zu müssen.

Brioni stieg in den Lift. Zwei Sanitäter rollten eine Tragbahre mit einer rothaarigen Frau in die Kabine, sie hatte die Augen weit aufgerissen, sog nach Luft, ruckartig, hastig, verzweifelt, sie suchte Brionis Augen. Er wollte ausweichen, ertrug den Blick nicht, nahm aber dann alle Kraft zusammen und lächelte. Die Frau registrierte es, versuchte das Lächeln zu erwidern, zog die Mundwinkeln nach oben. Eine von Todesangst gezeichnete Grimasse.

Brioni fragte nach seinem Sohn. Die Tür zur Intensivstation stand offen. Neuankömmlinge lagen auf dem Gang, manche husteten, andere hielten sich mit versteinerten Gesichtern an den fahrbaren Betten fest. Schwestern rannten von Zimmer zu Zimmer.

Ein Arzt drückte das Stethoskop auf die Brust eines Mannes, ein Pfleger pumpte am Oberarm einer Frau das Blutdruckmeßgerät auf. Brioni prallte gegen eine Schwester: „Vorletztes Intensivzimmer.“

Nervös irrte er durch die Gänge und öffnete eine Tür. Jakobs Augen waren geschlossen, an seinem Brustkorb hingen Elektroden. Brioni konnte keine äußeren Verletzungen erkennen, weder ein Arzt noch eine Schwester waren in dem kleinen Raum.

Er setzte sich ans Bett, atmete leise, um den Atem seines Sohnes zu hören. Er wagte nicht, Jakobs Hand zu berühren. Das EKG-Gerät zeigte Herzschläge, alle paar Sekunden war eine Schlagfolge unregelmäßig.

Seit der Geburt Jakobs konnte es Brioni nicht ertragen, Kinder oder Jugendliche leiden zu sehen. Erst recht nicht Jakob. Früher schaute er sich gleichmütig Fernsehreportagen über hungernde Kinder in Entwicklungsländern an, heute wurde ihm dabei schlecht, keine Sekunde hielt er das Schreien eines Kindes aus, das von Schmerzen geplagt wurde. Jakob hatte sein Gefühlssensorium verändert. Einige Male schon hatte er mit seinem Sohn lebensgefährliche Situationen erlebt, im Auto, auf einer Bergtour, nach einer schweren Darmviruserkrankung. Jedes Mal drehte Brioni fast durch, schrie Ärzte an, konnte nicht schlafen, hatte Alpträume und absolvierte schließlich ein Verhaltenstraining. Der Therapeut fragte, was Brioni tun würde, wenn sein Sohn nicht mehr wäre. Lange arbeitete Brioni daran, er nahm sich vor, in solch einem Fall einen Schritt zurückzutreten, sein Leben und das seines Sohnes als nur für kurze Zeit geborgt anzusehen. Er verinnerlichte die Ideen Epikurs, wonach ein Glückszustand anzustreben sei, der von der äußeren Situation völlig unabhängig zu sein hat.

Jetzt, wo Jakob in Lebensgefahr schwebte, gelang es ihm nicht. Sein Herz pochte, er schwitzte, war wütend, fühlte sich hilflos und schuldig zugleich. Hatte er sich zuwenig um ihn gekümmert, hätte er Jakob zum Italienisch-Förderunterricht fahren sollen, hätte er ihn in eine näherliegende Schule ohne Italienisch einschreiben sollen? Irrwitzige Fragen mit nur einem Ziel: das Geschehene ungeschehen zu machen.

Brioni suchte einen Arzt. Einige Räume weiter standen Personen in weißen Mänteln um ein Bett. Man hatte der Patientin bereits ein Kliniknachthemd angezogen, ihre Privatsachen lagen auf dem Nachtkästchen, in einer durchsichtigen Tüte erkannte Brioni Ohrringe mit großen Kunststoffdreiecken.

Panisch starrte die Frau an die Decke, eine Ärztin legte einen Katheter, eine Schwester brachte an der Brust Elektroden an. Die Ärztin injizierte eine Ampulle und schaute konzentriert auf den Bildschirm: die Herzfrequenz sank.

Brioni war ratlos; hatte er das Recht, die Ärztin zu stören, sie nach seinem Sohn zu fragen und sie damit vielleicht von ihrer lebensrettenden Arbeit abzuhalten?

Ein Pager piepste. Die Ärztin blickte auf die Anzeige, nickte der Schwester zu und eilte aus dem Zimmer. Brioni hastete der Medizinerin hinterher, befragte sie im Laufschrift.

„Tachykardien!“

Er sah die Frau irritiert an.

„Herzrhythmusstörungen. Alle neu eingelieferten Patienten haben ähnliche Symptome“, erläuterte die Ärztin, „stark erhöhter Puls, Zittern, Schweißausbrüche, Nervosität, Panikattacken. Bei älteren Patienten trat auch Vorhofflimmern auf.“

„Warum? Was ist die Ursache?“

„Alles deutet auf die Einnahme von großen Mengen an Koffein hin. Mehr wissen wir noch nicht.“ Sie bat um Geduld, sie warte auf

die Ergebnisse der Blutuntersuchungen, erst dann wäre eine präzise Diagnose möglich. Die Frau mit dem piependen Pager in der Manteltasche verschwand in dem Überwachungsraum.

Brioni ging ins Krankenzimmer zurück. Jakob atmete ruhig, seine Augenlider bewegten sich nicht. Ein Leintuch bedeckte seinen Körper bis knapp über den Nabel. Brionis Augen folgten den bunten Drähten von Jakobs Brust zum Computer. Auf dem Monitor beobachtete er den Herzrhythmus, darunter sah er eine blaue und eine grüne Wellenlinie, vielleicht für Atmung und Puls. Alle zwanzig Minuten kam eine Schwester, blickte auf den Schirm, notierte Veränderungen und verschwand wieder. Warum ließ sie Jakob neunzehn Minuten allein?

Brioni wollte Jakobs nackten Oberkörper zudecken, doch er hatte Angst, die Elektroden zu verrücken. Jakob muß frieren, dachte Brioni, obwohl er selbst in der dünnen Trainingsjacke schwitzte, der Junge kam ihm so nackt vor, so hilflos, so leblos.

Einen Moment sehnte er sich nach dem Gefühl, als sich der Einjährige abends in seine Achselhöhle verkrochen hatte und eingeschlafen war. Vorsichtig griff er nach Jakobs Hand, er traute dem EKG nicht, mußte Jakobs Puls spüren.

Er ignorierte das Ende der Besuchszeit, wollte Jakob nicht allein lassen. Eine Krankenschwester bat Brioni zu gehen. Er sagte ja. Und blieb.

*

Sie ließ den Reißverschluß ihrer Lederjacke nach unten gleiten. Es roch nach Tee. *First Flush Darjeeling* las Agathe auf einer Packung, die neben dem Kohleofen stand. Agathe besuchte das

Antiquariat gerne, besonders im Winter. Die Besitzerin des kleinen Ladens war um die fünfzig, sie hatte immer Tee auf dem Ofen, manchmal bot sie Agathe eine Tasse an, weil sie wußte, daß Agathe in dem Hinterhof wohnte. *Modernes Antiquariat* stand über dem Eingang. Journalisten legten ihre Presseexemplare bei der Buchhändlerin ab und Agathe hatte schon nagelneue Hardcoverexemplare zum halben Preis ergattert.

Sie hielt Ausschau nach einem Weihnachtsgeschenk für ihren Freund. Auf den ersten Blick war der Laden eine chaotische Anhäufung von Gedrucktem, in der Mitte türmten sich auf einer riesigen Holzplatte Hardcoverausgaben, in den dunklen, verwinkelten Hinterräumen waren die Regale bis zur Decke gefüllt, doch die Unordnung war eine scheinbare. Ein präziser Plan zu der Lagerstätte aus Erlebtem und Erfundenem befand sich im Kopf der Buchhändlerin. Oft fragte Agathe nach einem Thema oder einem Titel, die Frau verschwand zielstrebig im Labyrinth und kam mit dem gesuchten Exemplar zurück.

Agathe ließ sich von Einbänden und Inhaltsangaben leiten und stolperte über Aristoteles. Die Gesamtausgabe stand auf dem Boden, ein älteres Exemplar, gut erhalten. Agathe griff nach dem ersten Band, blätterte darin - und verspürte das dringende Bedürfnis nach einer Toilette. Sollte sie in ihre Wohnung zurück? Es widerstrebte ihr, Aristoteles dem Drang ihrer Blase unterzuordnen. Sie fragte die Buchhändlerin, ob sie ihr Klo benutzen dürfe.

Sie durfte. Die kleine Kammer ging zum Hof und war unbeheizt. Agathe legte Toilettenpapier auf die Klobrille, zog trotz der Kälte ihre Lederjacke aus und krepelte den dicken Wollpulli hoch. Ohne dieses Ritual fühlte sie sich wie auf einer öffentlichen Toilette und öffentliche Toiletten konnte sie nicht leiden. Sie setzte sich auf die papierbelegte Holzbrille und starrte auf den giftgrünen

Kunststoffboden. Sie presste, kräftig und konzentriert, sie entspannte sich, es half nichts, der Drang war verschwunden. Agathe befürchtete: würde sie zu Aristoteles zurückkehren, würde sich die Blase erneut melden. Also loslassen, an etwas anderes denken, Aristoteles - er hatte ihr letztes Jahr geprägt, sie hatte viel Zeit mit ihm verbracht: *Die Rhetorik von Aristoteles in den Reden von S. Berlusconi. Eine Analyse* – Agathe verfaßte eine Inhaltsangabe, beriet sich mit Kollegen und legte das Konzept ihrem Professor vor. Der nickte. Agathe jubelte. Zum ersten Mal nach spröden Vorlesungen über Syntaxtheorien, Semantik und Rezeptionsforschung konnte sie eine längere Arbeit nach eigenen Vorstellungen gestalten.

Täglich verbrachte sie zehn Stunden mit dem ungleichen Paar, suchte in Zeitungsarchiven und studierte Reden, feurige und langatmige, brillante und hölzerne, subtile und verklärende. Sie sah Reportagen, geistlose und erhellende, atemlose und beschauliche, komplexe und komplizierte. Bald merkte sie: das Vergleichen, Zerlegen und Hinterfragen nimmt den Politikern das Charisma der Macht und den Philosophen das Geheimnis: akribisches Sezieren führt zum Tod jedes Faszinosums.

Sie mußte raus, wollte für und mit Menschen arbeiten, stieß auf eine Anzeige: *Tageszeitung sucht Rechercheassistenten/in*. Jeden Morgen lagen Anfragen von Redakteuren vor. Bis Mittag suchte sie in Archiven und lieferte Material. Oft aber waren die Redakteure inzwischen längst mit ihren Artikeln fertig, manche entschuldigten sich, „War doch nicht so wichtig“, andere dankten mit einem interessierten Blick, legten das Material ab und nichts davon kam im Artikel vor. Nach acht Wochen ertrug sie es nicht mehr, Ersatzspielerin in einem Match zu sein, dessen Sinnhaftigkeit ihr unklar war. Sie heuerte bei einer Filmproduktion an, schleppte Kabel, trug Scheinwerfer und besorgte Kaffee.

Produktionsassistentz hieß es im Filmabspann, Agathe fühlte sich wie ein *Dienstmädchen für alle* und staunte, wie Magazine ohne Nachrichten gefüllt wurden. Sie erlebte, wie Cutter Retortenmusik über Reportagen kleisterten, als dienten diese zur Kaufhausberieselung. Vor allem aber fand sie es unerträglich, nicht eingreifen zu können. Sie wollte selbst fragen, erkennen und kommentieren, wollte denen da oben ans Bein pinkeln, wollte aufdecken, bloßstellen, beim Namen nennen, wollte etwas bewegen. Und ihr wurde klar: wer nicht genug in seine Arbeit investiert, assistiert anderen. Lebenslang.

Sie bewarb sich als freie Redakteurin bei den großen Sendern, bei Lokalanstalten und bei dreiundachtzig Produktionsfirmen. Vierunddreißig Briefe kamen zurück. Fünfzehn waren Standardablehnungen mit den besten Wünschen für die Zukunft, sieben waren Versprechungen, im Moment keinen Bedarf zu haben, aber bei gegebener Zeit sich zu melden und zwölf wurden ungeöffnet retourniert.

Verzweifelt belegte sie neuerlich Vorlesungen, studierte Rezeptionsanalysen, Normative Publizistik und die Kulturtheorien der Moderne, bis ihr die Filmproduktion anbot, als *Dienstmädchen für alle* nach China zu reisen. Der Wirtschaftsredakteur Maurice Eiles drehte für den Privatsender D1 die Eröffnung einer vollbiologischen Kläranlage am Kaiserkanal: Technologie aus Deutschland für den längsten künstlichen Wasserlauf der Welt, ein Prestigeprojekt.

Agathe hielt den Scheinwerfer hoch, der deutsche Wirtschaftsminister legte einen Schalter um. Der Kaiserkanal verbindet seit eineinhalb Jahrtausenden Peking mit Schanghai, heute noch fahren Schiffskonvois mit Kohle, Sand und Reis auf der braunen Kloake, sie schwimmen hintereinander, nebeneinander und gegeneinander, auf dem Bug vieler Kähne stehen Lotsen, die

dem Kapitän mit hektischen Zeichen deuten, wie er die Kollision mit dem nächsten Schiff vermeidet.

In einer engen Kajüte stieß Maurice Eiles gegen ein Stahlrohr; die niedrigen Durchgänge waren für Chinesen gebaut und nicht für fast zwei Meter große Langnasen. Der vierzigjährige Redakteur kippte um, Kameramann und Agathe brachten ihn mit einer schweren Gehirnerschütterung ins Krankenhaus. Tags darauf mußte der Kameramann mit der Wirtschaftsdelegation weiter, während Agathe bei Maurice blieb, sich um ihn kümmerte. Aus dem Kümmern wurde Kummer. Sie verliebte sich in den verheirateten Mann mit zwei Kindern, er bescherte ihr eine der schönsten Wochen ihres Lebens: offiziell verlängerte Maurice den Krankenhausaufenthalt. In Wirklichkeit aber zeigte er Agathe die Königin des Orients, das Paris des Ostens, die Hure Chinas, die Stadt der Gaukler, Abenteurer, Seeleute, Bettler und Emporkömmlinge. Agathe wunderte sich: die Flut von Fahrrädern war in Schanghai größtenteils durch Autos ersetzt worden, die blauen Mao-Anzüge der Männer durch westliche Markenartikel. Ein Mädchen stach Agathe ins Auge, sie trug ein knallrotes T-Shirt mit der Aufschrift „Born to shop.“ Maurice erzählte, in Schanghai würden jedes Jahr über hundert Wolkenkratzer gebaut, keine andere Metropole der Welt erlebe einen stärkeren Aufschwung.

Agathe fragte, wie es der Regierung gelang, ihre Leute in diesem Maße zu motivieren. Die Menschen arbeiteten oft für Hungerlöhne und unter unwürdigen Bedingungen. Sie dachte an Deutschland, wo bereits ein Reformpaket Menschenmassen protestierend auf die Straßen trieb. Regierte Peking mit mehr Raffinesse, waren die Bürger einsichtiger, oder funktionierte die kommunistische Politagitation noch immer?

„Frühkapitalismus verbunden mit Gewalt“, antwortete Maurice und erzählte von über einer Million Inhaftierten, von fast 400

Hinrichtungen pro Jahr und der Macht des chinesischen Geheimdienstes.

Er zeigte ihr das höchste Luxushotel der Welt, ein Wolkenkratzer aus Stahl und Glas: Italienischer Marmor, edle Tropenhölzer, an den Wänden zeitgenössische Kunst und ein Atrium, das sich über mehrere Stockwerke erstreckte und in einer Glaspagode endete. Der postmoderne Turm war im Besitz des Chinesischen Außenministeriums, ein Protztempel des Kapitals unter roter Flagge. Maurice aber deutete an das andere Ufer des Huangpu, dort lag sein Lieblingsquartier, das in der Kolonialzeit von einem Juden aus Bagdad erbaute *Peace Hotel*: imposante Spiegel im Art-déco-Stil, Lalique-Lampen, Messing-Türschilder, Kalligraphien aus den 1930igern. Im Treppenhaus roch es nach dem Petroleum eines billigen Terazzoreinigers und nach Geschichte.

Agathe verspürte Hunger. Maurice führte sie in ein Kellerrestaurant des Hotels. Bei Reiswein und Pekingente erzählte er vom Opiumkrieg, von der Kulturrevolution und von den wilden Partys der Briten und Franzosen in den Dreißigern. Abends erlagen die beiden dem Charme der „Rentner-Jazz-Band“, die Musiker waren alle jenseits der siebzig und coverten Fats Domino. Agathe wippte mit den Zehenspitzen. Maurice bat sie auf die Tanzfläche.

„Ich kann nicht tanzen, hab nie einen Kurs besucht.“

„Einen Kurs?“ fragte er, schob sie auf das Parkett und drängte sich mit ihr zwischen amerikanische und japanische Touristenpaare. Maurice beherrschte nur wenige Schrittfolgen, doch diese baute er aus, drehte und wendete Agathe, hob ihren Arm, wirbelte sie darunter durch, baute Walzerschritte ein, dirigierte sie in eine Flirtkonstellation des Cha-Cha-Cha, wechselte zu einer Rock'n'Roll Schrittfolge, nichts paßte zusammen. Agathe

mußte lachen, denn Maurice demonstrierte seine selbstgestrickten Variationen mit einer Souveränität, als würde er als einziger auf dem Tanzpodium wissen, was zur Musik der Rentner-Jazz-Band passe.

Als sich die Renter zur Ruhe setzten, schlenderten die beiden entlang der buntbeleuchteten Uferpromenade. Maurice wußte zu fast jedem Haus an der Prachtstraße *Bund* eine Geschichte, als wäre er in jedem bereits gewesen. Vielleicht war er es, dachte sie, und ihr wurde klar, daß sie ihn nicht mehr missen wollte.

Als Wirtschaftsredakteur leitete er das Mittel- und Osteuropabüro für den Privatsender D1, mit Sitz in Wien. Maurice bot an, Agathe eine Praktikantenstelle bei D1 zu vermitteln. Sie lehnte ab, wollte nicht durch Beziehungen einen Job bekommen. Maurice widersprach: bei den wenigen zu vergebenden Praktikantenstellen hätte sie ohne Fürsprache kaum eine Chance. Agathe dachte nach. Sie hatte hart an ihren Bewerbungen gearbeitet, sie hatte alles versucht, warum sollte sie nicht einmal die Gunst der Stunde nutzen, vielleicht war das nur gerecht.

Langsam kroch Kälte zwischen ihre Beine. Vom unteren Rand der Holztür zog es hoch zu dem klapprigen Toilettenfenster. Anfangs hatte sie die Kälte ignoriert, jetzt fühlten sich sogar ihre Hände eisig an. Über Maurice sinnierend hatte sie kaum wahrgenommen, wie sich ihre Blase entleert hatte.

Agathe ging zurück zu Aristoteles. Die Gesamtausgabe stand nicht mehr auf dem Boden, ein Mann hatte sie unter dem Arm, er drückte der Buchhändlerin einen Schein in die Hand und verließ das Geschäft.

Auf dem großen Tisch suchte sie weiter nach einem Weihnachtsgeschenk. *Jugendstil in Wien*. Das Blättern in dem Bildband versetzte sie in eine euphorische Stimmung. Sie hoffte,

Maurice würde mit ihr durch die Donaumetropole schlendern und wie in Schanghai Geschichten über Geschichte erzählen. Ihr Handy läutete. Gedankenübertragung?

Obwohl sie über zwanzig Minuten brauchte, war Agathe die erste im Besprechungszimmer. Die Sekretärin stellte Mineralwasser und eine Thermoskanne auf den Tisch, über dem Fenster hing ein Bildschirm, darauf leuchteten in grüner Schrift DPA-Meldungen: *Über 250 Kaffeekonsumenten mit Vergiftungen eingeliefert. Drachus-Geschäfte in Berlin, Hamburg und München betroffen. Polizei vermutet Erpressung. Drachus dementiert: Keine Geldforderungen eingegangen. Drachus hält kontaminiertes Wasser oder verunreinigte Kaffeemaschinen für mögliche Ursachen. Untersuchungen laufen.*

Die Sekretärin zeigte beschwichtigend auf die Thermoskanne: „Kein *Drachus*-Kaffee!“

Agathe nickte. Noch bis vor einem Jahr hatte sie jeden Morgen eine Tasse des schwarzen Gebräus in einer *Drachus*-Filiale geleert, inzwischen hatte sie dem Kaffee abgeschworen, ihr Magen hatte revoltiert, die Hausärztin eine Gastritis festgestellt. Seither trank Agathe Tee, der Druck im Magen verschwand, auch das Sodbrennen.

Sabine Wortner legte ihren dicken Kalender neben Agathe und lächelte; die Publizistikabsolventin hatte bereits einen Beitrag über „Innovative Proteste der Studenten gegen das Reformpaket“ gedreht, die Reportage wurde am Vortag gesendet.

Maurice hatte Agathe verraten, daß es bei D1 üblich war, zwei Praktikantinnen für eine Stelle zu erproben, obwohl man dies den Bewerbern nicht mitteilte. Agathe befürchtete: Obwohl Maurice sie empfohlen hatte, würde sie nicht bessere Chancen haben als Sabine, im Gegenteil, sollte ihr Probebeitrag schlecht sein, würde

sich Chefredakteur Stadlmann über Maurice' Empfehlung lustig machen.

Vier weitere Journalisten nahmen an dem runden Tisch Platz. Die Sekretärin verteilte Kopien, Chefredakteur Stadlmann hielt ein Exemplar hoch: „Ein Team dreht gerade mit dem Pressesprecher der Polizei. Die haben uns diese Liste mit den Namen der Eingelieferten gefaxt. Wir brauchen Opferstorys. Sucht euch jemand aus, bevorzugt wie immer Bekannte, Beliebte oder Berühmte. Fünf Kamerateams sind noch frei!“

Agathe durchzuckte es: fünf Teams, sechs Journalisten.

Sofort meldete sich Sabine Wortner, sie zeigte auf die Namensliste: „Oliver Weingartner ... n' Fußballspieler beim FC Berlin, mit dem hab ich schon mal geredet, würde ich gerne machen!“

Stadlmann nickte.

Auch die anderen Kollegen hatten Vorschläge: einer fand das Mitglied einer Girlgroup auf der Opferliste, die ältere Kollegin erkannte einen Bezirkspolitiker, Agathes rechter Nachbar machte sich für einen stadtbekanntem Chirurgen stark. Agathe fand niemand, der ihr auf Anhieb bekannt war.

Für Stadlmann war die Sache erledigt, er bat um rasche Fertigstellung der Beiträge und verließ den Raum.

Agathe wunderte sich, wie Sabine Wortner den Fußballer so schnell auf der siebenseitigen Opferliste gefunden hatte. Sie überflog die Namen. Oliver Weingartner stand am Ende der sechsten Seite. Noch einmal studierte sie die Liste, nur einen Namen glaubte sie schon gehört zu haben, ein kleiner Kaffeeröster in ihrem Viertel. Beim Vornamen war sie nicht sicher, es konnte ebenso der Bruders des Kaffeerösters sein, dessen Enkel oder eine zufällige Namensgleichheit. Woher wußte aber Kollegin Wortner, daß es sich bei Oliver Weingartner um den bekannten

Fußballer und nicht um einen namensgleichen Hausmeister handelte? Agathe wurde klar: Sabine Wortner mußte das Fax schon vorher gelesen und den Namen überprüft haben, vermutlich lag das Fax auch den anderen Kollegen vor. Man hatte sie ausgetrickst. Wütend strich sie ihre Haarsträhne aus dem Gesicht, nahm das Papier und rannte Stadlmann hinterher.

*

Warum gerade Jakob? Die Schwester meinte, es wären unzählige Menschen in Berlin und anderen Städten betroffen, es hätte jedem passieren können, aber warum mußte gerade sein Sohn *Drachus-Kaffee* trinken, wo Brioni doch zu Hause den besten Kaffee der Welt bekam? Warum tat sein Sohn in letzter Zeit so oft das Gegenteil von dem, worum er ihn bat?

Die Tür ging auf, das Ende der Besuchszeit war schon lange vorbei. Ein Arzt complimentierte Brioni aus dem Intensivzimmer. Davor warteten drei junge Leute, ein Bursche hatte eine Fernsehkamera geschultert und richtete sie auf ihn.

Kaffeeröster Opfer von Kaffeevergiftung. Mit diesem Aufhänger hatte Agathe den Chefredakteur überzeugt, ihr ein zusätzliches Team zu geben. Kurz darauf sagte ihr eine Schwester, daß *ihr Kaffeeröster* erst siebzehn war. Fängt ja peinlich an, dachte Agathe und änderte ihren Plan: *Sohn von Kaffeeröster Opfer von Kaffeevergiftung.*

Sie bat Brioni um ein Interview. Er sah das *D1*- Logo auf der Kamera und wehrte ab. Agathe rang um Verständnis: „Ihr Sohn ist einer der Jüngsten. Die Verursacher sollen wissen, was sie angerichtet haben!“

„Wer sind die *Verursacher*?“ fragte Brioni.

Sie zuckte mit den Schultern und flehte ihn an, etwas von seinem Sohn zu erzählen: „Es geht auch darum, die Verantwortlichen zu beschämen!“

Brioni sah in ihre blauen Augen, blickte auf ihre hochgesteckten Haare und vermutete lange Locken. Ihre Lippen waren um einen Hauch zu breit geschminkt, rostrot, sie war noch keine dreißig. Unter der zerschlissenen Lederjacke stach ein roter Wollpullover hervor. Brioni registrierte die ausgewaschene Jeans, an deren Taschen hellblaue Fäden hingen und ihre schwarzen Schuhe, die lange keine Schuhcreme gesehen hatten. Er ließ ihr Gesicht einen Moment wirken, mochte die zarten Fältchen unter ihren Augen, die nur in Erscheinung traten, wenn sie lächelte. Brioni glaubte ihr das vorgegebene Anliegen nicht und doch wirkte ihr Flehen echt: „Ich denk´ drüber nach.“

„Wann?“

„Ich ruf´ Sie an.“

„Ich muß den Beitrag bis 17 Uhr fertig stellen!“

„Eine halbe Stunde brauche ich“, beteuerte Brioni, „muß erst mal zur Ruhe kommen.“

Agathe steckte ihm ihre Visitenkarte mit der Handynummer zu und dankte. Er zog seinen Dufflecoat über die Trainingsjacke und ging Richtung Klinikfoyer. Das Team folgte Brioni, jäh drehte er sich um: „Ich möchte nicht, daß Sie mir nachlaufen!“

Agathe nickte und ließ ihn gehen.

In einem nahen Café wartete sie mit Kameramann und Assistentin. Das Handy läutet nicht, nach einer halben Stunde nicht, auch nicht nach einer. Dann doch. Maurice war am Apparat. Nervös meinte sie, er solle auflegen, damit die Leitung frei bleibe. Und erzählte ihm von Brioni. Maurice redete mit ihr, als würde er einer begriffsstutzigen Kollegin Ratschläge geben, sie hörte ihn

dabei weiter in den Computer tippen: „Erklär ihm, was es bedeutet, wenn seinen Laden Millionen Menschen in der Glotze sehen. Wahnsinns Werbung. Nützt das nichts, fragst du ihn, ob er *finanzielle Hilfe* braucht. Steigt er auch darauf nicht ein, mußt du ihn unter Druck setzen: wenn er deine Fragen nicht beantwortet, mußt du den Filmbeitrag trotzdem drehen und da kann schon rauskommen, daß er die Aufsichtspflicht über seinen Sohn vernachlässigt haben könnte.“

Agathe protestierte.

Maurice wiegelte ab: „Entweder du bringst den Beitrag schnell oder ...“ Er sprach es nicht aus. Plötzlich aber merkte sie, daß er nicht mehr tippte, das Rauschen in der Leitung wirkte bedrohlich. „*Hire and Fire*“, sagte er leise und es klang, als würde er sich dafür entschuldigen, „so läuft’s eben bei D1!“

Agathe brach das Gespräch ab. Was sie an Maurice nicht mochte, waren seine journalistischen Brachialmethoden und seine lehrmeisterliche Art. Immer klarer registrierte sie, wie schnell er war: in seinen Entscheidungen, im Erzählen seiner Geschichten, im Befragen seiner Gegenüber, ja sogar im Genießen. In Schanghai imponierte ihr diese Schnelligkeit, er brillierte mit Wissen über Land, Menschen und Zusammenhänge, nun aber merkte sie, daß diese Schnelligkeit die anderen nicht zu Wort kommen ließ, die Atemlosigkeit schloß ein Hinterfragen, Zwischentöne und Zweifel aus. So wollte sie nicht arbeiten. Sie sandte ihr Filmteam zum Wagen, Kameramann und Assistentin sollten sich bereithalten.

Es roch verbrannt. Je näher Agathe kam, umso deutlicher fühlte sie den Staub in der Nase, klebrig und bitter. Durch das Schaufenster konnte sie den Übeltäter erkennen: ein metallenes Ungeheuer ragte bis zur Decke. Der Bauch erinnerte sie an den

Kessel einer Dampflokomotive. Eine Frau im weißen Mantel öffnete das Maul der Trommel. Das Monstrum spie, Dunkelbraunes rieselte in die Pfanne darunter, ein Metallrechen rührte um, es dampfte. Braune Krümel kullerten von den Stäben des Rechens und verloren ihre Hitze, Staub entwich und wurde von einer Haube abgesaugt. Der Luftauslaß befand sich über der Auslagenscheibe, ein Rohr pustete kleine, hellbraune Blättchen auf den Bürgersteig. Kaffeeschalen, vermutete Agathe, warum baut der Mann nicht Filter in seine Kaffeeröstmaschine wie jeder andere Industriebetrieb auch - oder sollte es in der Straße nach Verbranntem stinken?

Kaffeespezialitäten & Zubehör stand in altertümlicher Schrift über dem Schaufenster. Agathe hatte einen Blumenstrauß gekauft, in der Mitte steckte eine Sonnenblume. Beim Öffnen bimmelte die Ladentür, dünn und schrill, der Hauch des letzten Jahrhunderts wehte ihr entgegen: Wurmstichige Dielen, gelbgetönte Wände, eine blaue Stübchentür führte zu einem Hinterzimmer. Der Raum war voller Regale, die Bretter bogen sich unter der Last von verschiedenen Espressomaschinen.

Im Geschäft duftete es nach frischem Kaffee, das Bittere und das Verbrannte waren verschwunden, auch der klebrige Staub. Obwohl sie dem Bohnensaft abgeschworen hatte, bekam sie Lust auf Kaffee und spekulierte: sollte der Gestank vor der Ladentür der Abschreckung dienen, denn nur wer nach dem Wahren, Raffinierten und Delikatzen strebt, würde es wagen, die Schwelle des Gestanks zu überwinden?

Hinter dem Tresen stand die ältere Dame im weißen Mantel und bediente. Agathe wartete, bis der letzte Kunde das Geschäft verließ, dann fragte sie nach Brioni.

„Nicht zu sprechen.“

Agathe drückte der Verkäuferin die Blumen in die Hand:
„Könnten Sie die Herrn Brioni geben?“

Kommentarlos nahm die Verkäuferin das Bouquet und verschwand durch die Stübchentür. Agathe schlenderte durch die Gänge, stöberte bei Capuccinotassen, Kaffeebestecken und Espressomaschinen, eine zweiarmige Hebelmaschine aus den 50iger Jahren erinnerte sie an einen überdimensionalen Korkenzieher, offensichtlich mußte man die beiden Stahlstangen nieder drücken, um das Wasser durch das Mahlgut zu pressen, Körperertüchtigung als Vorspiel zum Kaffeegenuß.

Ein Regal weiter bestaute sie einen auf Hochglanz polierten kupfernen Koloß; er stand auf einem Tisch und reichte ihr bis zur Stirn. Die Maschine bestand aus einem großen Boiler, der den schwarzen Trank über vier Abfüllhähne heraustropfen ließ. Die Zapfhähne waren in unterschiedlicher Höhe um den Kessel angeordnet. Brioni hatte vor jedem Auslaßventil eine Espressotasse platziert, als wäre die Maschine in Betrieb. Auf dem Boiler blitzte ein verchromter Manometer und eine Wasserstandsanzeige, an der Spitze des Kessels thronte ein handtellergroßer Adler aus Bronze. Holzfarbene Stellräder dienten vermutlich zum Ablassen von Dampf und heißem Wasser. *Tausend Tassen pro Stunde*, las Agathe von einer Tafel. Ihr erschien die Maschine wie die domestizierte Version eines feuerspeienden Drachens.

Daneben posierten zwei Glasgefäße übereinander, die mit einem dünnen Steigrohr verbunden waren. Die Hitze eines Spiritus-Rechauds sollte das schwarze Wasser durch die Röhre in die darüber liegende Glasretorte jagen. *Glasperkolator* stand auf dem Schild. Für Agathe paßte das Gerät eher in ein mittelalterliches Alchimistenlabor, denn in eine Kaffeeküche.

Brioni beschäftigte sich also mit überdimensionierten Korkenziehern, domestizierten Drachen und mittelalterlichen Destilliergeräten. War er ein verkappter Museumsdirektor oder ging es ihm um Geschmack? Für Agathe gab es Filterkaffee und Espresso – von beiden wurde ihr schlecht.

Ihre Augen blieben an einer modernen Espressomaschine hängen. Sie kannte das Fabrikat von ihrem letzten Italienbesuch, Freunde hatten es in der Küche stehen, ein ideales Weihnachtsgeschenk für Maurice, dachte sie, elegantes Design, Chromschalter, an der Oberkante ein verspiegelter Tassenwärmer. Sie probierte den Hauptschalter, drehte am Milchschaumer und strich sanft über die Abflußtasche.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Brioni ist nicht da!“

Agathe zuckte von der Maschine zurück. Die Angestellte schloß die blaue Stübchentür hinter sich, die Frau wirkte wenig erfreut über Agathes Anwesenheit.

„Ich suche ein Weihnachtsgeschenk.“ Agathe lächelte.

Unwillig kam die Frau näher: „Kann ich helfen?“

„Gibt’s diese Maschine auch in einer anderen Farbe, Schwarz oder in Metall?“

„Muß ich nachsehen.“

Die Frau ging in den hinteren Teil des Ladens. Agathes Blick streifte über einige Regalmetter mit goldenen Kilopackungen. *BHM* stand darauf, darunter *Brionis Hausmischung*.

„Rausgeschmissenes Geld“, brummte eine Männerstimme. Hinter abgerundeten Formen und blitzenden Ventilen tauchte der dicke Haarschopf Brionis auf. Er lehnte sich über eine Barespressomaschine, die an eine Musikbox aus den 50iger Jahren erinnerte. *Fame E 61* leuchtete in roten Lettern unter Glas.

„Die Maschine, die Sie wollen, ist Schrott!“

Agathe schaute ihn verunsichert an. Brioni hatte sich umgezogen, trug statt Dufflecoat und Trainingsanzug nun feines Hemd, Sakko und Hose. Erst jetzt fiel ihr auf, daß er um einen Kopf größer und ziemlich kräftig war. Oder irritierte sie bloß sein Outfit? Das hellblaue Oxford-Hemd, das Tweed-Sakko aus schwerer Schurwolle, die safrangelbe, dicke Kordhose und die rahmengenähten Lederschuhe - Agathe hatte den Eindruck, Brioni trug die schweren Materialien wie einen Schutzwall und doch faszinierte sie die Auswahl der Stoffe; rauflorig, fein gewebt und farblich aufeinander abgestimmt. Brioni strahlte eine unaufdringliche Eleganz aus. Sie dachte an Maurice, der rund um die Uhr Turnschuhe trug und dessen rosa, violette und hellgrüne Hemden weder zu seinen Hosen noch zu seinen Schlips paßten.

„Warum verkaufen Sie Schrott?“ fragte Agathe.

„Der Vollständigkeit halber. Aber wenn sie die Maschine unbedingt wollen, dort steht sie in Edelstahl!“ Er zeigte an das Ende des Gangs, ganz oben stand eine Metallausführung.

„Warum ist die nicht gut, halb Italien kocht damit!“

„Halb Italien wird betrogen!“

Agathe sah ihn verwundert an.

„Die Maschine ist ihr Geld nicht wert, glauben Sie mir!“

„Warum?“

„Warum, warum, warum“, mokierte er sich, „es ist so!“

„Gründe?“

„Sie werden sie nicht verstehen, Sie sind Journalistin, ich bin Kaffeesachverständiger, also!“

Sie machte einen Schritt auf ihn zu: „Trotzdem interessieren mich die Gründe, deshalb bin ich nämlich Journalistin!“

„Wenn Sie einen Mercedes kaufen, fragen Sie den Verkäufer ja auch nicht, wie die elektronische Einspritzung funktioniert, oder? Sie vertrauen auf die Marke, also!“

Er wirkte verärgert, ja persönlich beleidigt. Wie konnte sie es wagen, so einfältige Fragen zu stellen. Noch nie war Agathe bei einem Verkaufsgespräch so behandelt worden, sie musterte Brionis Gesicht und glaubte, hinter der verärgerten Fassade den Hauch eines amüsierten Lächelns zu erkennen. War alles nur eine Show? Spielte er den Verärgerten, um den Kunden ein schlechtes Gewissen ob seiner dummen Fragen zu vermitteln, wollte er damit seine Kompetenz unterstreichen und hatte auch noch Spaß daran? Später sollte sie erfahren, daß er mit der unfreundlichen Methode doppelt so viele und deutlich teurere Maschine verkaufte, als mit der freundlich-verständnisvollen. Brioni war ein ausgekochtes Schlitzohr, Agathe ahnte es.

„Diese Dinger sind nicht so kompliziert wie ein Mercedes!“ Sie behielt das Lächeln bei und sah ihn erwartungsvoll an. „Warum ist diese Maschine also Schrott?“

Er schüttelte den Kopf.

Sie sagte nichts, fixierte ihn und wartete, bis ihm das Schweigen unangenehm wurde.

Jetzt, wo sie ihm so nahe stand, entdeckte er eine Locke, die sich hinter ihrem Ohr aus dem Haarbändiger befreit hatte und im Rollkragen des Pullovers verschwand. Er mußte seine Augen von ihrem Hals losreißen, umkreiste fahrig die verpönte Maschine: „Weil dieses Ding hier einen billigen Alukessel hat. Das Modell, das ich Ihnen zum gleichen Preis empfehle, hat einen Kupferkessel.“ Er führte sie zu einem Gerät an der Theke. „Ihr Wunschgerät ist einfach temperaturgeregelt, meine Maschine dreifach. Die Schrottmaschine bringt nur mit einem krückerhaften Zusatzaufsatz eine ordentliche Crema zustande, meine ohne. Der Schrott braucht fünf Anläufe für einen gescheiterten Milchschaum, bei meiner klappts beim ersten Mal. Zufrieden?“

„Überzeugt. Ich kaufe Ihre Empfehlung.“

Empört sah er sie an: „Wenn Sie mit mir reden wollen, brauchen Sie mich nicht mit dem Kauf einer Maschine zu bestechen.“ Er deutete zur Stübchentüre. „Kommen Sie, anders werde ich Sie ohnehin nicht los!“

So übersichtlich und aufschlußreich wie die Kaffeemaschinen im Verkaufsraum angeordnet waren, so ungeordnet sah es in dem kleinen Büro aus. Trotzdem hatte diese Unordnung Charme, denn überall entdeckte Agathe, wie Brioni gegen das Chaos ankämpfte: mit Registriermappen, alphabetischen Ordnern und Karteikarten versuchte er das Sammelsurium von Briefen, Rechnungen und Zeitschriften in den Griff zu bekommen.

Brioni bot Agathe einen Stuhl an.

„Wie geht's Ihrem Sohn?“

„Instabil.“

Er schaltete seinen betagten Computer ab: „Wollen Sie noch immer die *Verursacher beschämen*?“

Sie nickte: „Die Polizei geht von drei Möglichkeiten aus: Unfall im *Drachus*-Werk, Anschlag eines Psychopathen oder Erpressung.“

„Wer auch immer daran Schuld hat, es sind ...“ Er sprach es nicht aus, es war ihm peinlich.

Agathe erkannte Schmerz in seinem Gesicht und erzählte von ihrem Bruder, der als Kind eine schwere Medikamentenvergiftung erlitten hatte, auf die Intensivstation kam und überlebte. Sie schilderte, wie Ärzte den Magen auspumpten und wie sie mit ihrer Mutter am Intensivbett des Bruders bangte. Das war eine Lüge, es passierte nicht ihrem Bruder sondern einer Freundin, aber Agathe hoffte, Vertrauen werde eher aufgebaut, wenn der Interviewer etwas von sich einbringe.

Einigen Sekunden schwieg Brioni, dann sagte er leise: „Sie wollen mich weich kochen!“

„Ich brauche ein Interview“, appellierte Agathe, „ich bin in der Probezeit. Wenn ich ohne Material zurückkomme, bin ich den Job los.“

Brioni kraulte sein Kinn, stand auf und verließ das Büro. Agathe saß allein in dem kleinen Raum, war das seine Art, das Gespräch zu beenden?

Neben dem Besucherstuhl lagen drei hüfthohe Stöße mit Journalen des Kaffeeverbands, Publikationen über orientalische Geschichte und historische Jahrbücher. Agathe war überrascht, die Unterlagen paßten eher zu einem Hobbyhistoriker denn zu einem Geschäftsmann. Außer einem Foto von Jakob fand sie nichts Persönliches. An der Tür hinter dem Schreibtisch fiel ihr eine dreistellige numerische Anzeige auf - ein Zahlenschloß. Agathe sah sich die Tür näher an, entdeckte am oberen und unteren Rand der Stahltür zwei Zylinderschlösser - was war so wertvoll, daß Brioni es auf diese Weise versperrte?

Er kam zurück und ertappte sie an der Tür. „Jetzt wollen Sie wissen, was da drinnen ist, nicht wahr?“

Agathe nickte.

„Kaffee.“

„Sie sperren Kaffee in einen begehbaren Tresor?“

„Das Kostbarste, was ich im Laden besitze. Für meine Spezialmischung muß ich langfristig einkaufen. Wenn die Ernte gut ist, auch größere Mengen. Die besten Sorten.“

Brioni hatte einen Becher mit Kaffeebohnen mitgebracht und schüttete sie in eine Mühle. „Ich darf Sie zu einer frisch gerösteten Tasse einladen?“

Sie wagte es nicht abzulehnen.

„Rösten Sie jeden Tag?“

„Ich trinke viermal am Tag Kaffee, also röste ich viermal.“

„Auch wenn Sie nicht im Laden sind?“

Er nickte. „Neue Mischungen röste und probiere ich zu Hause, nur dort habe ich die nötige Ruhe.“

„Und warum rösten Sie so oft?“

„Wer auch selbst röstet, erhält drei Geschenke: Das aufsteigende Aroma durch die Rösthitze, den Duft beim Mahlen und den Geschmack beim Trinken!“

Das Krachen der elektrischen Mühle übertönte die letzten Worte. Er presste das Pulver in den Filterhalter und beobachtete, wie sich Crema bildete. Mit einem Glas Wasser bot er ihr die Tasse an. Sie hatte Angst, daß ihr von dem Kaffee schlecht werden könnte und bat um Milch und Zucker.

„Milch und Zucker ist was für Kinder!“ murrte Brioni und machte keine Anstalten, ihre Bitte zu erfüllen. Zögernd nahm Agathe einen Schluck, umspülte mit dem Espresso die Zunge, versuchte das Bittere, das Süße und das Cremige zu erschmecken, suchte nach Zwischentönen und badete die Zungenspitze im Gaumensee.

Erwartungsvoll sah Brioni sie an.

Agathe nickte: „Gut ... schmeckt gut.“ Sie glaubte einen Hauch von Stolz in seinem Gesicht zu erkennen. „Was ist das für ein Kaffee?“

„Meine Hausmischung.“

„Worin besteht die?“

Verwunderung in seinem Gesicht.

„Aus welchen Sorten, meine ich?“

Er lächelte milde.

„Sie wissen es nicht?“

Sein Lächeln schlug in Hohn um: „Ich habe jede Plantage dieser Bohnen betreten, die Erde jedes Feldes mindestens einmal befühlt, mit jedem Bauern gesprochen und das Waschen, das Entpulpen und das Trocknen der Kirschen beobachtet.“ Er zeigte

auf eine Packung *Brionis Spezialmischung*. „Jede Sorte, die sich in meiner Mischung befindet, habe ich selbst ausgesucht!“

„Wenn Sie den Ursprung ihres Kaffees so genau kennen, warum wollen Sie ihn mir nicht verraten, Brasilien, Columbien, Guatemala?“

„Sie sind nicht die einzige, die das wissen will“, er musterte sie mißtrauisch, „auch andere Röster wüßten gerne mein Geheimnis, denn trotz des hohen Preises wird meine Mischung gekauft!“ Er lächelte. „Übrigens, nicht dabei sind Bohnen aus Brasilien, Columbien und Guatemala.“

Sie nippte ein zweites Mal. Langsam entdeckte ihre Zunge Nuancen, samtige und erdige, bittere und schokoladige. Sie griff zu dem Glas Wasser, das er neben die Tasse gestellt hatte. Noch während sie trank, bemerkte sie seinen mißbilligenden Blick. Er hatte ihr das Wasser serviert, warum sollte sie nicht davon trinken? Sie wußte, der Magen würde ihr die Verdünnung danken. Beleidigt wandte sich Brioni ab. Sie überlegte, ihn nach dem Grund zu fragen, aber deshalb war sie nicht hier. „Machen Sie aus der Beziehung zu ihrem Sohn auch so ein Geheimnis wie aus ihrer Kaffeemischung?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe ein harmonisches Verhältnis zu Jakob. Er ist gut in der Schule und will unbedingt Maschinenbau studieren, was noch?“

Sie bat um Fotos. Brioni zog aus einer Lade ein Album. Bilder von Jakobs Geburt, vom Kinderladenfest, vom ersten Schultag. Auf keinem konnte Agathe eine Frau entdecken.

„Jakobs Mutter?“

„Ich habe meine Frau bei einem Verkehrsunfall verloren. Vor sechs Jahren.“

„Und seither ...“ fragte Agathe vorsichtig.

„Was seither?“ Er wich ihrem Blick aus.

„Seither leben Sie alleine?“

In einer merkwürdigen Art schaute Brioni zu Boden und nickte. Sie hoffte auf eine Erklärung und spürte, wie ihm das Thema unangenehm war. Er aber sagte nichts. Sie griff zum Wasser, um danach am Espresso zu nippen.

„Wasser ist das Schlimmste!“ Es kam wie eine Explosion, als hätte sie ein Kapitalverbrechen begangen.

„Sie selbst haben mir das Wasser hin...“

„Vorher! Nicht nachher!“ fuhr er dazwischen, „diese Torheit hat europäischen Spionen schon das Leben gekostet! Durch den Griff zum Wasser haben sie sich verraten. Araber trinken das Wasser immer vor dem Kaffee, vorher löscht es den Durst, vorher reinigt es Gaumen und Magen. Welche Verachtung der Zunge ist es, den wohligen Kaffeegeschmack durch Wasser wegzuspülen. Blasphemie!“

„Tut mir leid“, sagte sie und nahm sich vor, ihn später zu seiner Frau zu befragen. Sie bat um Verständnis, sie sei nicht von der Zeitung, sondern vom Fernsehen, das lebe von Bildern und deshalb müsse sie jetzt ihre Mitarbeiter holen.

Brioni widersprach nicht.

Über ihr Handy orderte sie das Team. Vor laufender Kamera fragte sie, wie es ihm jetzt gehe, ob er sich die Tat erklären könne und wie sein Verhältnis zu Jakob sei. Mit gebrochener Stimme schilderte Brioni die Studienpläne seines Sohnes.

Agathe erkundigte sich neuerlich nach Jakobs Mutter.

Unvermittelt griff Brioni zum Fotoalbum: „Nachdem meine Frau einen Unfall hatte, bin ich mit Jakob nach Äthiopien gereist.“ Er ignorierte Agathes irritierten Blick und deutete auf eine Bilderfolge im Album: „Hier, im Bongawald, soll es die erste Kaffeezeremonie gegeben haben. Vor über tausend Jahren bemerkte ein Hirte, wie Ziegen spätnachts fröhlich meckernd Luftsprünge ausführten. Sie

fraßen von einem Strauch mit weißen Blüten und roten Früchten. Der Hirte probierte selbst. Und blieb die ganze Nacht wach.“

Agathe fragte sich, warum er ihr das erzählte, warum wollte er von seiner Frau und dem Unfall ablenken. Brioni beachtete Agathe nicht, redete einfach weiter: „Am Morgen brachte er die Früchte seiner Frau. Sie kostete, verzog das Gesicht und warf die Beeren achtlos ins Feuer. Dann aber hielt sie plötzlich inne, schnupperte, beugte sich über die Glut, hielt ein paar angebrannte Früchte unter die Nase – und war von dem Duft angetan.“

Abermals fragte Agathe nach Jakobs Mutter – Brioni schaute sie erbst an, horchte Richtung Laden und öffnete die Stübchentür: „Mein Geschäft ist voll, ich muß meiner Angestellten helfen, Sie können ja morgen wiederkommen!“

„Der Beitrag muß heute um 17 Uhr ausgestrahlt werden!“

„Verzeihung.“ Er verließ das Büro und half seiner Mitarbeiterin.

Agathe gab dem Kameramann ein Zeichen. Der Mann baute das Stativ ab und drehte beim Rausgehen Details aus dem Laden, schwenkte über Kaffeesäcke und Röstgeschirr.

Agathe wartete vor dem Geschäft auf ihr Team und beobachtete Brioni durch die Auslagenscheibe. Er war kein Schönling, wirkte ein wenig verschroben. Trotzdem sah sie ihm gerne zu, wie er mit wachen Augen und flinken Händen die Kunden bediente. Und sie fragte sich, ob er tatsächlich seit sechs Jahren ohne Partnerin lebte, wie er es angedeutet hatte. Sagte er die Wahrheit und wenn ja, wollte er alleine leben oder konnte er nicht anders? Agathe hatte den Eindruck, daß sich Brioni mit einer seltsamen Mauer umgab und es fast unmöglich war, hinter diese Einblick zu erhalten.

Würde das gedrehte Material für einen dreiminütigen Beitrag reichen? Agathe zweifelte. Der Kameramann startete den VW-Bus

und schaltete das Radio ein. Eine Sprecherin warnte vor dem Verzehr von *Drachus*-Kaffee. Die Polizei schloß indes einen Unfall oder einen Fehler bei der Kaffeeproduktion aus. Man ging definitiv von einem Anschlag aus, vermutlich eine Erpressung. Warum aber hatten die Täter in den Stehcafés mehrerer Städte zugeschlagen? Und warum gab es 12 Stunden nach der Tat noch immer keine Forderungen?

Agathe sah aus dem Fenster, Brionis antiquierte Ladenfront wurde kleiner. Der Bus quälte sich langsam auf dem Mehringdamm vorwärts, normalerweise wurde hier gedrängelt, gehupt und geblinkt, besonders an einem Samstag vor Weihnachten um 16 Uhr. Irgendetwas stimmte nicht. Der Busfahrer stand noch immer in der Station, obwohl niemand mehr ein- und ausstieg. Das Motorrad überholte nicht rechts, der Fahrer eines Lieferwagens tuckerte dahin, bremste zu spät und verursachte ums Haar einen Auffahrunfall. Ein Fußgänger merkte nicht, daß die Ampel bereits grün zeigte, er gähnte – und plötzlich ahnte Agathe, was allen gemeinsam war: die Müdigkeit. Man hatte die Menschen über Radio und Fernsehen aufgefordert, dem Kaffee der weitverbreitetsten Marke zu entsagen. Oder redete sie sich diesen Effekt nur ein?

Der VW-Bus bremste. Agathe forschte in den Gesichtern auf dem Bürgersteig: Was würde der Entzug des Kaffees in unserem Kopf, in unserem Herzen, in unserer Seele bewirken?

Fast hatte sie den Eindruck, die Passanten wirkten entspannter, verträumter, oder verwirrter? Das Thermometer stand unter Null. Agathe konnte den Atem der Fußgänger sehen, was fehlte? Wärme, Antrieb, Trost? Wie lange konnten die Leute ohne den braunen Aufmunterer auskommen, was würde sich ändern?

Einige Menschen würden aggressiv auf den Verlust des Wohlgefühls durch Kaffee reagieren, andere auf Tee oder Bier

umsteigen und damit vielleicht weniger überreizt, weniger aufgekratzt, weniger aufbrausend sein, sie würden weniger übersäuerte Mägen haben und vielleicht würde die erzwungene Bohnenabstinenz zu einem noch nie dagewesenen Meer der Harmonie führen.

Der Bus setzte sich in Bewegung. Agathe lehnte sich zurück und fühlte ein Pochen in den Schläfen.

*

Das Notlicht brannte, die Jalousien waren zur Hälfte heruntergelassen. Brioni stellte einen Stuhl ans Bett, langsam gewöhnten sich seine Augen an das schwache Licht.

„Wie geht’s Yasmina?“ flüsterte Jakob und starrte auf das nächtliche Panorama Berlins.

Brioni sah Jakob unsicher an. „Ich erkundige mich sofort, wenn ich wieder zu Hause bin, ja?“

„Hast Du die 100 Protestmails abgesandt?“

Jakob war aktives Mitglied bei *GreenWorld*, einer Umweltschutzorganisation, die gegen Tierquälerei kämpfte. Vor Jahren hatte Brioni mit seinem Sohn in Frankreich einen Urlaub auf dem Bauernhof verbracht, dabei erkundete Jakob nicht nur den netten Vorzeigebauernhof, sondern entdeckte ein paar Höfe weiter eine Industriefarm. Frauen in weißen Mänteln führten gewaltsam Rohre in die Hälse von Gänsen und pumpten Mais in die Mägen der Tiere, damit deren Leber krankhaft verfettet. Nur so kann die begehrte Gänseleberpastete erzeugt werden.

Täglich sandte Jakob 100 Protestmails an Großhändler, Fleischer und Restaurants, er hatte sich sogar die Mailadressen

der Abonnenten eines Feinschmeckerjournals besorgt, wollte Mitarbeiter und Konsumenten demotivieren.

Hans Brioni hatte die Mails nicht abgesandt. Er versprach es zu tun, obwohl er von dem Projekt nicht überzeugt war, welche Chance hatte schon die Moral gegen die Leberpastete? Aber er hätte jetzt alles versprochen, um Jakob zu beruhigen.

Neonröhren blitzten auf, der Arzt kam ins Zimmer, sah auf den Bildschirm und gab Jakob eine Spritze. „Ihr Sohn braucht Ruhe, das Herz muß wieder seinen Rhythmus finden.“

Brioni verstand, er sollte gehen.

Der Arzt verließ den Raum, Brioni eilte hinterher: „Herr Doktor, wenn Koffein die Ursache war, dann müßte doch die Wirkung langsam nachlassen!“

Der Arzt nickte. „Die Halbwertszeit von Koffein beträgt sechs Stunden. Jakobs Körper hat tatsächlich den Großteil bereits abgebaut. Aber Koffein ist nicht die einzige Ursache für die Rhythmusstörungen!“

„Was noch?“

„Es war ein Cocktail. Die Chemiker arbeiten daran, aus Blut – und Urinanalysen die Substanzen zu isolieren.“ Der Mann im weißen Kittel blickte Brioni auffordernd an: „Wichtig ist, daß ihr Sohn jetzt schläft!“

Brioni dankte und wartete, bis der Arzt außer Sichtweite war. Dann ging er zurück ins Zimmer.

„Was ich noch fragen wollte“, flüsterte Jakob, „weiß man schon, warum ich eigentlich hier bin?“

Sollte Brioni sagen, was er wußte? Ihm war nicht wohl dabei, Jakob mit der Erpressungsvermutung zu belasten.

„Was ist auf dem Fernsehturm passiert?“

Brioni mußte sich über das Bett beugen, um Jakob zu verstehen, fast hatte er den Eindruck, Jakob führe ein Selbstgespräch.

„Ich meine ... warum bin ich da oben zusammengebrochen ... dieser Kaffee, von dem die Schwester geredet hat ... was war da drinnen?“

Während Brioni überlegte, merkte er, daß Jakob ihn nicht ansah, sein Augenaufschlag langsamer wurde, sein Flüstern leiser, er wirkte weggetreten, bald würde er einschlafen und Brioni würde sich die Antwort sparen.

Eine Hand tippte Brioni auf die Schulter.

Die Schwester deutete auf die schwarz umrandete Scheibe über dem Eingang, es war kurz nach 21 Uhr. „Frühestens in 12 Stunden dürfen Sie wiederkommen. Ihr Sohn muß schlafen!“

Diesmal blieb sie neben ihm stehen, bis er die Tür hinter sich zuzog.

Brioni lief nach Hause. Passanten kamen entgegen, er hatte den Eindruck, sie liefen auf einem anderen Gehsteig, denn ihre Art zu gehen war eine andere: Geradliniger. Andere Schrittfolge. Anderer Rhythmus. Wie schon oft meinte er, eine unsichtbare Grenze zwischen sich und den anderen wahrzunehmen, denn obwohl er in dieser Stadt geboren und aufgewachsen war, fühlte er sich fremd.

In der Wohnung ließ er sich auf das Sofa fallen. Kein Hiphop, keine Fragen nach mehr Taschengeld, kein Streit über die unaufgeräumte Küche. Er ging in Jakobs Zimmer, schaltete den Computer an und sandte die 100 Protestmails an Gänseleberhändler und Restaurants. Jakob hatte ein Foto an die Pinwand gesteckt, es zeigte ihn mit seiner Eishockeymannschaft. Brionis Blick streifte über Jakobs Wange, seine Augenlider, die

dickliche Nase. Er selbst hatte die gleiche, Jakob hatte sie *Brionischer Stoßdämpfer* getauft. Oft hänselten sie einander, provozierten und bedachten einander mit Zynismen. Für Außenstehende sah es aus, als konnten Vater und Sohn einander nicht leiden, das Gegenteil war der Fall. Er hatte Jakob das Eislaufen beigebracht, für ihn war es die schönste Form der Fortbewegung: mit Weitsicht und Geschicklichkeit trachtet man, ohne zu beschleunigen oder zu bremsen, Runden zu ziehen. Man gleitet dahin, mit sanften Bewegungen, fast ohne Kraft und wähnt jeden Moment abzuheben. Jakob sah das bald anders, er liebte Verfolgungsjagden und Wettläufe und wollte kämpfen. Brioni konnte ihm den Eintritt in den Eishockeyclub nicht mehr ausreden. Jakob trainierte zweimal die Woche. Vollvisierhelm, Shoulder pads und Armschützer lagen auf dem Boden, zu Weihnachten wünschte er sich einen Profi-Trainingskurs.

Unter dem Bild der Eishockeymannschaft klebte ein neues Poster. Vier Mädchen. Sparsam bekleidet. Brioni hatte den Namen der Girlgroup noch nie gehört, warum nicht? Noch vor einem Jahr wußte er über Jakobs Interessen Bescheid, egal, ob es Computerspiele, das Innenleben von Düsenjets oder Laserexperimente waren. Er hatte es nicht wahr haben wollen, aber Jakob hatte sich in den letzten Monaten von ihm entfernt. Wohin ging die Reise?

Sonntag, der 17. Dezember

Sonntags wurde es ihr immer bewußt: sie liebte einen verheirateten Mann. Kein Körper, der ihren Rücken wärmte, keine Hand, die ihr die Sorgen aus dem Gesicht strich, kein Kavalier, der ihr das Frühstück ans Bett brachte. Schanghai war die Eintrittskarte zu einem Gefühlskarussell: ein Wechsel von Sonne und Schatten bei permanenter Steigerung der Drehgeschwindigkeit. Er schlief einmal pro Woche bei ihr und klagte mit seinen fast zwei Metern über kalte Füße. Deshalb hatte sie ein größeres Bett gekauft, eine Sonderanfertigung. Auf ihrem Nachtkästchen lag *Jugendstil in Wien*. Vor dem Einschlafen hatte sie sich durch das Buch geträumt.

Der Wecker zeigte zehn nach zehn. Sie schleppte sich zum Anrufbeantworter. Das Gerät blinkte. Nachdem sie schlafen gegangen war, hatte jemand angerufen. Also nach eins.

Sie drückte die Play-Taste. Der Anrufer hatte aufgelegt. Maurice hatte versprochen sich zu melden und das Treffen heute Abend zu bestätigen. Warum hat er es nicht getan, was war dazwischen gekommen?

Im Flur hörte Agathe einen Mann zu ihrer Tür schlurfen, im letzten Moment bog er ab, der Klodeckel quietschte. Leonies Freund. Agathe wohnte seit drei Jahren mit Leonie in dieser Zweizimmerwohnung. Hin und wieder übernachtete Leonies Freund hier, manchmal hörte ihn Agathe frühmorgens stöhnen. Leonie stöhnte nie, Leonie stammte aus einer protestantischen Pfarrersfamilie und erfüllte die Erwartungen ihrer Eltern: fleißig im Lehramtsstudium, verlobt mit ihrem langjährigen Freund, Vergnügungen gönnte sie sich nur nach bestandenen Prüfungen.

Geschirr klimperte, die beiden frühstückten, dann fuhren sie mit Leonies klapprigem Lada ins Grüne, wo sie es am Waldrand auf der warmen Motorhaube miteinander trieben - so stellte sich das Agathe jedenfalls vor, obwohl sie wußte: alles nur Neid. Leonie mit ihren hehren Ansprüchen von Etikette und Moral würde nicht mal im Lada ihrem Freund zwischen die Beine greifen, könnte ja ein Fahrfehler passieren. Auch eine Unterstellung.

Das Telefon läutete.

Agathes Mutter meldete sich, erzählte von einem Wochenendausflug und beklagte sich über Nackenschmerzen. Agathe gab vor, in Eile zu sein und würgte ihre Mutter ab. Nachdem der Hörer auf der Gabel lag, fragte sie sich, warum sie das getan hatte? Wollte sie die Leitung freihalten? Für Maurice? Rief sie deshalb nicht ihre Freundinnen an, brachte sie deshalb nicht den Müll runter, holte sie deshalb nicht die Zeitung aus dem Briefkasten? Sie verabscheute sich. Warum hing sie so an ihm? War es sein Aussehen? Die Frankophilie? Die konnte es nicht sein; zwar hatte er eine französische Mutter, doch er war nicht zweisprachig erzogen worden, konnte gerade mal zehn französische Sätze. War es, weil er unvorbereitet zu Interviews erschien und bessere Ergebnisse einfuhr als sie mit ihren akribisch vorbereiteten Fragen? Suchte sie in ihm, was sie selbst sein wollte - erfolgreich, mondän und selbstsicher? Oder war es doch Liebe? Die absurde Liebe zu einem verheirateten Mann mit zwei Kindern, der niemals seine Familie verlassen würde. Erregten sie die Heimlichkeiten, die abgezählten Stunden, das sehnsuchtsvolle Warten? War sie unfähig, eine Beziehung in der Normalität zu leben? Würde sie einen zwanzig Jahre älteren Mann mit seinen Wehwehchen, seinen optischen Unzulänglichkeiten und seinen Ängsten vor dem Alter im Alltag überhaupt ertragen?

Sie kochte Tee. Er würde jetzt mit seiner Frau Kaffee trinken. „Ohne kann ich nicht leben“, beteuerte er und sie wußte nicht, ob er den Kaffee, seine Frau oder sie meinte. Von Sonntag auf Montag übernachtete er bei ihr. Er sagte seiner Frau, er würde Sonntag Abends nach Wien fliegen, in Wirklichkeit aber nahm er die Montag-Frühmaschine.

Diese Morgen begannen mit Kaffee, denn es war Maurice, der als erster aufstand. Für ihn machte sie eine Ausnahme von ihrer Abstinenz, ohne zu verstehen, warum er den schwarzen Trank so mochte. Er servierte ihn ans Bett, mit einem Kännchen heißen Wasser, wegen ihres Magens. Meist waren beide in Eile, er mußte zum Flughafen, sie zur Arbeit, und so begleitete sie die warme Tasse durch die Wohnung. Schlendernd und schlüpfend ging sie die morgendlichen Stationen ab, verzichtete mal auf das Frühstück, mal auf das Makeup. Die dünne Brühe erreichte rasch eine angenehme Temperatur, war aber dann bereits zum Großteil vernichtet. Sie dachte an Brionis wunderbaren Espresso, verglich ihn mit ihrem verwässerten Montagstrunk und resümierte: So geht es schlechtem Kaffee; man schüttet ihn weg. Und sei es in sich hinein.

Nun trank sie Tee. Im Sitzen. Langsam und bedächtig. Tee empfand sie als zu filigran, um damit herumzugehen. Der Beginn des Tages gelang von Dienstag bis Sonntag auch mit Tee, wozu also das Theater um heißen Kaffee?

Das Telefon läutete. Maurice bestätigte den Termin, er schlug die Hilton-Bar vor. Sie freute sich. Endlich konnte sie rausgehen, den Müll runter bringen, die Zeitung holen und ihre Mutter zurückrufen.

Agathe stieg in ein Taxi. Sie sah keinen Menschen auf der Straße, ein normaler Sonntagmorgen in Charlottenburg, oder

brauchten die Menschen länger, um ohne Kaffee auf die Beine zu kommen? Sie beobachtete auf der Fahrt zu D1, wie Polizisten in einem *Drachus*-Stehcafe silberne Packungen konfiszierten. Im Radio hörte sie: die Ermittler hatten Einstiche an *Drachus*-Packungen gefunden. Ein *Drachus*-Sprecher beteuerte, es sei ausschließlich die *Drachus*-Sorte *Edelmelange* betroffen. 24 Stunden waren seit dem Anschlag vergangen, noch immer hatte sich niemand zur Tat bekannt, noch immer gab es keine Forderungen.

Chefredakteur Stadlmann wollte in zehn Minuten in Agathes Schneiderraum kommen und ihren Film begutachten. Agathe sah sich ein letztes Mal mit der Cutterin Francis die Reportage an - und zweifelte. Stadlmann würde fragen, warum sie nicht mit dem Kaffeeröster in das Kinderzimmer seines Sohnes gegangen war, warum sie Brioni nicht provoziert habe, warum es ihr nicht gelungen war, Brionis Augen Tränen zu entlocken.

Unsicher blickte Agathe zu Francis. Die Cutterin sagte nichts. Und bestätigte damit Agathes Bedenken.

Francis merkte, wie ernst es Agathe war: „Gut wäre, wenn du einen zweiten Tag ein Team bekommen könntest. Aber das wird Stadlmann zu teuer sein.“

Agathe dachte nach und eilte in den benachbarten Schneiderraum, wo Stadlmann den neuen Beitrag von Sabine Wortner ansah. Wortner hatte ein Interview mit Oliver Weingartner gedreht. Der Fußballer war kein rhetorisches Talent, durch die Vergiftung wirkte er unkonzentriert, er begann mit einem Satz, verhaspelte sich und führte einen anderen weiter. Mehr als dreißig Sekunden konnte Wortner von dem Interview unmöglich verwenden. Darauf folgte eine Passage über Gerüchte und Informationen, die aber von der Polizei nicht bestätigt wurden.

Themenverfehlung, dachte Agathe, Stadlmann wird Wortner vernichten. Doch Stadlmann schaute interessiert auf den Schirm. Angeblich gab es nicht - wie von der Polizei behauptet - kein Erpresserschreiben, sondern mindestens drei: Die Zentrale des Drachuskonzerns hatte gestern Abend eine e-mail erhalten: Zwei Millionen. Ein Fax war vor fünf Stunden bei einem Radiosender eingegangen. Dreihunderttausend. Bei einer Tageszeitung hatte der Nachtportier einen Anruf entgegen genommen, jemand verlangte eine halbe Million. Hinter welcher Forderung steckte der wahre Täter? Der Polizei war es noch nicht gelungen, mit den Absendern in Kontakt zu treten.

„Der Beitrag ist zu lang“, murrte Stadlmann.

Wortner sah ihn fassungslos an, ihr Gesicht verfiel.

„Aber ich nehm den Film trotzdem in die Abendsendung“, er klopfte ihr auf die Schulter, „gut recherchiert, Frau Kollegin.“

Wortner strahlte.

Agathe entschuldigte sich: ihr Beitrag sei noch nicht fertig, er könne ihn erst morgen sehen. Stadlmann nahm es kommentarlos zur Kenntnis. Agathe war zum Heulen.

Sie ging zum Gerätewart und bat um eine Kamera. „Inoffiziell! Und nur für einen Tag!“

„Heimlicher Nachdreh, hm“, grinste der Mann und verschwand hinter Regalen. Agathe wartete, es schien ihr eine Ewigkeit, bis er zurückkam und sie fragte sich, ob man Gerätewarte so nannte, weil sie auf Geräte warten ließen.

„Sorry. Wegen der Erpressungsgeschichte und den Reportagen über die *Reform* sind alle Mühlen draußen.“

Agathe zeigte auf das oberste Regal: „Was ist das?“

Der Mann lachte. „Ne alte Dame.“ Er stieg auf eine Leiter und holte das Gerät herunter. „Dreiröhrenkamera. Doppelt so schwer.“

Über fünfzehn Jahre alt. Damit schleppt man sich zu Tode!“ Mit dem Zeigefinger strich er über das Chassis, auf der Fingerkuppe hatte sich eine Staubspur gesammelt. „Wenn du dich unbedingt schmutzig machen willst, Schulterbruch inklusive, kannst’ sie haben.“

„Her damit!“

Er gab ihr ein Einbeinstativ dazu und zwinkerte. „Nicht gegen direktes Sonnen- oder Blitzlicht halten, das hält ne Dreiröhrenkamera nicht aus, ja! Am besten, du behandelst sie wie deine Großmutter, behutsam und vorsichtig!“

Sie versprach es, steckte das ausziehbare Einbeinstativ in ihre Lederjacke, hängte sich die Dame um und trottete zum Ausgang. Bei dem Gedanken an eine neuerliche Konfrontation mit Brioni überkam Agathe Unbehagen – sie mochte den Kaffeeröster und konnte verstehen, daß er kein Interview geben wollte, andererseits hatte sie das Gefühl, Brioni hatte ein Bedürfnis, sich den Schmerz von der Seele zu reden. Sie zweifelte, ob diese Stelle wirklich der richtige Job für sie war. Dann sah sie auf die Uhr und freute sich: in wenigen Stunden würde sie Maurice treffen, er würde ihr sein Ohr leihen und mit ihr einen wunderbaren Abend verbringen.

Sie hatte Maurice noch nie so unsicher gesehen. Er kam zu spät, war außer Atem und bestellte einen Kognak. Seine bis in den Nacken reichenden, graumelierten Haare, in denen sie so gerne wühlte, waren fettig, seine Lippen wund, er hatte Ringe unter den Augen.

„Ich muß mit dir reden!“

Er lehnte sich an die Theke. Sie setzte sich auf einen Barhocker, sie waren auf derselben Augenhöhe. Er entschuldigte sich: sein vierjähriger Sohn sei krank und seine einjährige Tochter bekäme Zähne, seine Frau sei nervlich am Ende und mit den

Weihnachtsvorbereitungen völlig überfordert, er könne den Abend unmöglich mit ihr verbringen. Morgen Mittag müsse er schon nach Belgrad.

Agathe schwieg.

Aus seiner Jackentasche holte er ein Flugticket. „Nächsten Donnerstag habe ich mir freigenommen. Ganz für dich. Freitag auch!“ Er drückte ihr das Ticket in die Hand. „7 Uhr 15 Berlin ab, 8 Uhr 50 Wien an. Du mußt unbedingt die neue Wohnung sehen. Fast fertig eingerichtet.“

Gleichgültigkeit vorspielend nahm Agathe das Ticket.

Sie hatte sich gewünscht, daß Maurice nach Berlin zurückkommt, auch hier hätte er als Wirtschaftskorrespondent für D1 arbeiten können, er aber war überzeugt: Wien brachte ihnen mehr Freiheit. Für seine Ehefrau wäre er auf Dienstreise, in Wirklichkeit aber würde er mit Agathe das Wochenende in Budapest, Belgrad oder Wien verbringen. Er war aus dem Hotel in eine kleine Dachwohnung gezogen, die er gerade zum gemeinsamen Liebesnest ausbaute.

Agathe verließ das Lokal, Maurice rannte hinterher. Er versprach, sie morgen früh im Schneiderraum zu besuchen, sich ihren Beitrag anzusehen. Wenigstens etwas, dachte sie und stieg in einen Bus.

Zu Hause sah sich Agathe die fertig geschnittenen Teile ihrer Reportage an, knobelte an einer Szenenabfolge, wollte Jakob als „besonders tragischen Fall“ einführen: Bild vom Fernsehturm, Szene in der Klinik, Schnitt auf Brioni, wie er von seinem Sohn erzählt und die Urlaubsfotos zeigt – das Material schien ihr zu wenig dramatisch, sie konnte sich nicht konzentrieren, schaltete auf den Fernseher um, zappte durch die Sender, blieb bei einer Pressekonferenz der Polizei hängen. Ein Toxikologe zeigte eine

Pille, die wie eine Kaffeebohne aussah: „Wir haben sie in einer silbernen *Drachus*-Kaffeepackung gefunden. Der oder die Täter haben mit einem speziellen Kaffeestecker ein Loch gestanzt. Das Stanzgerät der Firma *Kaktum* war so präpariert, daß es nur drei Viertel des Lochumfanges aus der Verpackung schnitt. Die Täter konnten das angeschnittene Folienplättchen herausklappen, eine falsche Bohne einbringen, das Verpackungsplättchen wieder zuklappen und mit einem dünnen, durchsichtigen Klebestreifen verschließen. Auf den ersten Blick ist die Manipulation nicht zu erkennen!“

„Was befindet sich in der falschen Bohne?“ fragte der Reporter.

„Koffein. Dazu müssen Sie wissen: Bereits 10 Gramm reines Koffein sind tödlich. Der Attentäter dosierte aber knapp darunter, mischte Adenin, einen Betablocker und weitere Substanzen bei.“

„Wozu?“

„War uns erst auch ein Rätsel“, antwortete der Toxikologe und erläuterte das Ergebnis seiner Untersuchung: „Das hochdosierte Koffein führt zu Herzrasen und Aussetzern. Adenin, Betablocker und Zusatzsubstanzen begrenzen die Wirkung in Qualität und zeitlicher Abfolge. Deshalb kam es bei den Eingelieferten zu keinem tödlichen Herzkammerflimmern, sondern nur zu schweren Herzrhythmusstörungen, also Vorhofflimmern und Sinustachykardien - die sind selten lebensgefährlich.“

„Könnten die Täter bewußt eine Substanz fabriziert haben, die Menschen nur gefährdet?“

Der Toxikologe nickte: „Die komplexe Mischung deutet darauf hin. Obwohl das bei herzkranken Personen auch schief gehen kann.“

Agathe hatte den Eindruck, daß der Wissenschaftler die Intelligenz der Täter bewunderte.

„Auf jeden Fall ist es die ausgefuchsteste Vergiftung, die ich in meiner 30jährigen Dienstzeit erlebt habe!“

Agathe dachte nach; der oder die Täter hatten offensichtlich die Anschläge von langer Hand geplant. Trotzdem schien ihr die Vorgehensweise merkwürdig: Wenn es sich um einen politisch motivierten Anschlag handelte, warum gab es dann keine Bekennerbriefe, keine Warnungen, keine Botschaften? Wenn es aber Erpressung war, warum wurden die als Bohnen getarnten Pillen über das ganze Land verstreut, warum hatte es gleichzeitig mit dem Anschlag auf dem Berliner Fernsehturm auch Vergiftungen in einer Münchner und einer Hamburger *Drachus*-Filiale gegeben? Für eine Erpressung hätte eine Vergiftung gereicht. Was war das Motiv?

Agathe lehnte sich zurück, spulte ihr Reportagematerial an den Anfang und suchte nach einem neuen Schnittkonzept.

*

Brioni schaltete den Fernseher ab und ließ den Kopf ins Kissen sinken. Die Ausführungen des Toxikologen machten ihn stutzig: Wollte hier jemand den *Drachus*-Konzern ruinieren?

Er wußte, daß *Drachus* und der Billiganbieter *BIKA* einander eine erbitterte Schlacht um Marktanteile lieferten. Kaffee ist nach Erdöl das meistgehandeltste Gut der Welt. Es geht um Milliarden. Und doch schien es Brioni unwahrscheinlich, daß eine Konzernführung soweit gehen würde. Wer aber sollte sonst Kaffeetrinker in mehreren Städten in Angst versetzen wollen?

Er schloß die Augen und probierte mit Autogenem Training Schlaf zu finden. Arme und Beine wurden schwer, der Bauch

warm, der Nacken entspannt, aber der Kopf nicht kühl – stattdessen fiel ihm eine seltsame Begegnung ein: vor drei Jahren hatte er ein Kaffeesymposium besucht, eine Veranstaltung des Verbands der Kaffeeröster, Händler und Importeure. Am Abschlußabend lernte er die Verbandspressefrau Christine Savoy kennen. Gegenseitige Sympathie. Von Chianti beflügelt kam es zu einer Annäherung. Dionysische Genüsse führten zur späten Stunde im Verbandsbüro zu einem Rausch der Sinne, doch Savoys Entschlossenheit machte Brioni Angst, er hatte sich gerade an das Alleinsein gewöhnt, konnte sich ihrer Leidenschaft nicht hingeben, das Liebesspiel verunglückte.

Christine Savoy wollte nicht über die Panne reden, flüchtete zurück auf die Abschlußparty, während er halbtrunken in ihrem Büro blieb. Er begann auf ihrem Schreibtisch zu schnüffeln, wollte mehr über diese Frau wissen, woran sie arbeitete, was sie dachte, was sie bewegte. Neben ausgedruckten e-mails lagen Finanzierungsansuchen für Studien zum Thema Kaffee herum. Brioni erinnerte sich an eine Inhaltsangabe, die ihn damals irritierte: zwei Wissenschaftler behaupteten, Kaffee habe seit der französischen Revolution die geistige und wirtschaftliche Entwicklung von Ländern entscheidend beeinflußt. Die Forscher stellten eine Frage in den Mittelpunkt ihrer Arbeit: *Welche Folgen sind zu erwarten, wenn einem hochindustrialisierten Land Kaffee zur Gänze entzogen wird?*

Die Wissenschaftler nannten eine Reihe von fatalen Auswirkungen, doch Brioni konnte sich nicht mehr an Details erinnern, auch die Namen der beiden Forscher hatte er vergessen, er wußte nur, es waren ein Historiker und ein Chemiker.

Er sprach Christine Savoy auf die merkwürdige Fragestellung an, sie maß weder der Studie und noch weniger Brionis Neugier eine Bedeutung zu.

Trotzdem schätzte er Savoy, denn sie versuchte innerhalb des Verbands den fairgehandelten Kaffee zu protegieren, er wollte sie ein weiteres Mal treffen, sie aber ignorierte ihn. Nahm sie ihm sein nächtliches Versagen übel, störte sie, daß er einen Sohn hatte oder war sie prinzipiell nur an kurzen, erotischen Abenteuern interessiert?

Er versuchte mit Autogenem Training einzuschlafen und fragte sich immer wieder, warum ihm diese Studie gerade jetzt einfiel - oder fokussierte der Schmerz das innere Auge auf die kleinste Möglichkeit einer Lösung? Brioni dachte an seine Schulzeit, im Leistungskurs *Geschichte* sollte er ein Referat über historische Straßenlaternen halten. Plötzlich entdeckte er überall die kunstvoll geschwungenen Masten mit den vier Gasflammen: eine Straße weiter, auf dem Marktplatz, im Park, davor hatte er die Laternen nie wahrgenommen.

Er überlegte, Christine Savoy anzurufen und nach der Studie zu fragen, er wog Für und Wider ab, bis die Schwere der Arme und Beine siegte.